# Ein Waisenmädchen.

Roman

von

August Schrader.

Vierter Band.

Leipzig.
Druck und Verlag von C. W. Vollrath.

## 1.

## Die Erbinnen.

Ida von Hohenbusch war in ihr Zimmer zurückgekehrt, nachdem sie noch eine Zeit lang sinnend den Schloßhof betrachtet hatte. Nun befand sich auch Juliane, die in mehr als einer Hinsicht gefürchtete Nebenbuhlerin, auf Hornau. „Sie werden die Tochter des Generals sehen," hatte der Administrator gesagt, als er sie veranlaßte, länger zu bleiben. Er hatte aber auch gesagt: „Ich werde Ihnen nützen." Jetzt war die Baronin angekommen und sie mußte demnach die Tochter des Generals sein. Der armen Gräfin war unheimlich, als sie der Beschuldigung des Gärtners gedachte, wonach Dorothea ihr Kind ermordert haben sollte. Hätte sie um den Fund gewußt, den die beiden Brüder in der schrägen Kammer der grünen Tanne gemacht, sie würde voll Entsetzen heute noch die Rückreise angetreten und alle Hoffnungen aufgegeben haben. Wie aber konnte Juliane oder sonst Jemand als die Tochter des Generals gelten, wenn

die schreckliche Vermuthung des Gärtners sich bestätigte. Die Verhältnisse, wie sie waren, glichen einem wirren Knäuel, dessen Lösung die Hand eines Sterblichen nicht ermöglichen konnte. Wer die sich fälschlich legitimirende Erbin Lügen strafen wollte, mußte den Mord des Kindes nachweisen. Dorothea hatte den Gärtner altersschwach und kindisch genannt ... in diesen Worten mußte der, der nur oberflächlich in die Verhältnisse eingeweiht war, ein befürchtendes Vorbeugen erkennen, das die Schlauheit der Wirthschafterin kennzeichnet. Konnte ihr längeres Bleiben auf Hornau auch keinen praktischen Vortheil gewähren, so war es doch interessant, das Auftreten der Baronin und das Gebaren des Administrators, der offenbar die Rolle eines Schurken spielte, zu beobachten. Und wenn man Alles zusammenfaßte, so lag die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich doch noch etwas erreichen ließ.

Wohl eine Stunde war Ida allein gewesen als Dorothea eintrat:

— Wissen Sie, wer angekommen ist?

— Nein.

— Juliane! rief sichtlich erfreut die Alte. Nun habe ich Beide hier, die mir lieb und werth sind.

— Weiß Juliane, daß ich hier bin?

— Noch habe ich ihr kein Wort davon gesagt.

— Warum nicht, liebe Dorothea?

Die Wirthschafterin weinte vor Freude.

— Weil ich mir eine köstliche Ueberraschung von dem unverhofften Finden der beiden Jugendgespielinnen auf Hornau verspreche.

Ida wiegte schmerzlich lächelnd das Haupt.

Dorothea führte die Gräfin in den Speisesaal, wo ein kostbar servirter Tisch stand. Der Saal, nicht zu groß aber reizend eingerichtet, war mild erwärmt. Sämmtliche Fenster gingen nach dem Parke hinaus und gewährten die Aussicht auf den Hauptplatz, der mit mythologischen Figuren geschmückt war. Das Bassin der Fontaine, die im Sommer einen riesigen Wasserstrahl emporschoß, war jetzt mit einem Brettergehäuse bedeckt. Die Gesträuche, die rings den Platz einfaßten, glichen großen Schneeballen, die im Strahle der hellen Mittagssonne glitzerten. Auf der Höhe des sanft ansteigenden Berges sah man den Kiosk, in welchem der verstorbene General die Nachmittagsstunden zu verbringen pflegte. Eine große Glasthür führte auf den Balkon, von dem man auf zwei Seitentreppen in den Park gelangte. Zur Zeit des Winters war Alles fest verschlossen, kein Lufthauch konnte in den Raum eindringen, in welchem heute

eine seltsame Gesellschaft das Mittagsmahl einzunehmen gedachte.

— Dort, sagte Dorothea, die durch das Fenster zeigte, liegt Ihr Spielplatz!

— Ich habe ihn schon betrachtet! flüsterte sie. In jenem Kiosk saß der General beim Nachmittags-Kaffee ... an schönen Tagen auch des Morgens ...

Dorothea hatte die Hände gefaltet und sah in die Winterlandschaft hinaus als ob sie mit Rührung der vergangenen schönen Zeit gedachte. Sie schien den Ausbruch des aufkeimenden weichen Gefühls zu unterdrücken.

— Es ist nicht möglich, dachte Ida, die Wirthschafterin still beobachtend. Nein, sie kann ein so schweres Verbrechen nicht auf der Seele tragen! In ihren gealterten Zügen prägt sich wohl tiefes Leid, nicht aber die Pein aus, die das Gewissen bereitet. Dorothea kann nicht die Mörderin ihres Kindes sein, es standen ihr ja Mittel genug zu Gebote, um die Folgen des begangenen Fehltritts zu decken. Und welche Stellung nahm der General ein ...

Die Wirthschafterin verhüllte mit beiden Händen das Gesicht.

— Dorothea! rief die Gräfin.

— Nun ist's vorbei! flüsterte die Alte.

— Was war Dir?

— Es überfällt mich mitunter, ich weiß nicht wie ... vorzüglich seit Sie im Schlosse sind.

Und zitternd küßte sie die Hand der Gräfin.

— So, nun habe ich mich ausgeweint! fügte sie hinzu. Es wird mir gelingen, eine Zeit lang freundlich zu erscheinen.

In diesem Augenblicke ward die Flügelthür geöffnet. Juliane, die ein schwarzes Sammetkleid mit langer Schleppe trug, rauschte in den Saal, gefolgt von dem Administrator, der sorgfältig Toilette gemacht hatte.

— Ah! rief sie im Tone des höchstens Erstaunens. Auch Ida ist hier?

Die Gräfin verneigte sich.

— Ich konnte es mir nicht versagen, die Stätte meiner Kinderspiele zu besuchen, so lange es ohne Schwierigkeit geschehen kann.

Die Baronin reichte Ida rasch die Hand.

— So sind wir in gleicher Lage! Leider kommen wir zu einer traurigen Zeit ... Wir treffen die Räume dieses Schlosses verödet, obgleich manche liebe Gestalt uns darin entgegentritt. Dorothea, gute Alte, ich möchte Dich küssen!

Dorothea verneigte sich so tief, daß die kleine Baronin die Lippen auf ihre Stirn drücken konnte.

— Dem braven Traugott statte ich später einen Besuch ab! fuhr Juliane fort. Ich bin neugierig, ob ich ihn, ob er mich erkennen wird ... Himmel, wie schön, wie elegant ist dieser Saal geworden! Das finstere Gestein ist verschwunden, es sind moderne Tapeten und Simse eingezogen ...

— Mein Werk! sagte Georg Forst sich verneigend. Ich glaube mir ein Verdienst erworben zu haben, das auch der Herr General würdigte, als ich die Renovation vorschlug und durchsetzte. Zu bedauern bleibt, daß der brave Herr sich der Annehmlichkeiten, die der vollendete Umbau des Schlosses bietet, nicht lange erfreuen konnte.

Die Baronin ließ den Blick durch den Saal schweifen.

— Für wen hat er nun gebaut? fragte sie sich wie in Gedanken versunken. Es ist traurig, sehr traurig!

Der Administrator sagte laut und zeremoniell:

— Ich bitte die Damen, Platz nehmen zu wollen! Sie gestatten mir, dem interimistischen Verwalter des Schlosses, die Honneurs zu machen. Davon, daß ich

im Sinne meines verstorbenen Herrn handele, bin ich überzeugt.

Alle setzten sich.

Dorothea saß zwischen den beiden Jugendgenossinnen.

Ein Lakai und eine Magd bedienten.

Juliane, die lebhafteste am Tische, sprach von den Strapatzen einer Winterreise.

Ich habe sie gern ertragen, meinte sie, denn die Sehnsucht trieb mich nach Hornau. Hätte ich Deine Absicht gekannt, liebe Ida, ich würde Dich gebeten haben, mit mir gemeinschaftlich die Reise zu machen. Das Ungemach erträgt sich in Gesellschaft leichter. Wie freut es mich, Dich am Ziele zu treffen. Hätten wir nicht Trauer im Hause, ich würde meiner Freude lauten Ausdruck geben.

— Kommt der Doktor Belitz nicht? fragte Ida gleichgiltig.

Juliane rief überrascht.

— Belitz, Belitz! Welch' ein Name klingt an mein Ohr! Lebt denn der Alte noch?

Georg Forst übernahm es zu antworten:

— Er lebt noch, gnädige Frau.

— Ist er auch noch so grob?

— Wie ein Fahnenschmied.

— Herrlich, köstlich! rief die kleine Frau. Ich habe nie großes Vertrauen in seine Wissenschaft gesetzt, er kam mir stets wie ein Fahnenschmied vor, der sich erkühnt, seine Kuren an den Menschen zu erproben. Hat er den General zuletzt behandelt?

— Ja, gnädige Frau.

— Das war ein Fehler, ein großer Fehler.

Dorothea fragte gespannt:

— Warum war es ein Fehler?

— Ich behaupte kühn, daß unser väterlicher Freund heute noch lebte, wenn er einen andern Arzt zu Rathe gezogen hätte. Die Wunden auf dem Schlachtfelde hat er wohl verbinden können ... Anders ist es mit einem inneren Leiden.

Der eintretende Diener meldete:

— Herr Doktor Belitz wünscht den Herrn Administrator zu sprechen.

Juliane sprang auf. Vortrefflich, rief sie, der alte Aeskulap kommt gelegen. Gestatten Sie mir, daß ich ihn einführe.

Sie eilte zu der Thür und rief in das Vorzimmer:

— Der Herr Doktor wird ersucht, so rasch als möglich einzutreten.

Belitz, im Pelze, erschien. Verwundert starrte

er die Damen an. Der Administrator vermittelte auf feine Weise die Vorstellung; er nannte die Namen der beiden Gäste. Dann nahm er dem Arzte den Pelz ab. Dorothea ließ ein fünftes Couvert kommen und Georg Forst befahl frischen Wein.

— Nein, rief der Mediziner, ist es denn möglich?

Zunächst drückte er Julianen, dann Ida die Hand.

— Nun ist's gut! murmelte er. Ich hasse die Zeremonien und namentlich die Anregung sentimentaler Erinnerungen ... Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern, setzen wir uns darüber hinweg. Der Gegenwart muß ihr Recht werden, auch der Zukunft. Die Vergangenheit hat es sich schon genommen ...

Er zögerte nicht, sich an den Tisch zu setzen und sofort das Mahl zu beginnen. Nachdem er den ersten Appetit befriedigt und den ersten Durst gestillt hatte, mischte er sich in das Gespräch, das die zungengewandte Juliane begonnen hatte und fortführte. Die Gräfin beobachtete still nach allen Seiten. Sie glaubte zu bemerken, daß Belitz es vermied, sich direkt an Julianen zu wenden, und daß diese um so eifriger zu ihm sprach, obgleich die Unterhaltung sich um gewöhnliche Gegenstände drehte. Dorothea hörte nur zu; sie lächelte zwar, aber durch dieses Lächeln schim-

merte eine Befangenheit und Unbehaglichkeit, die schließen ließ, daß sie den Arzt nicht gern sah. Der Administrator spielte den feinen Beobachter, er füllte die leer gewordenen Gläser und sprach nur, wenn eine Frage an ihn gerichtet ward. Die Zufriedenheit und Freundlichkeit, die aus seinen Augen strahlten, schienen zu sagen: „Mein Werk, diese Leute hier zusammenzuführen, ist vollständig gelungen.“ Der alte Belitz, der ihm gegenüber saß, mußte weidlich trinken.

— Herr Doktor, fragte er flüsternd, ich habe doch die rechte Sorte getroffen?

— Wie immer, Freund, wie immer.

— Auch der Herr General trank davon ...

— Nur wenn ich bei ihm zu Gast war, nur dann!

Er gab durch Mienenspiel zu erkennen, daß ihm der Wein wohl behagte. Gegen das Ende der Mahlzeit hatte der Doktor glänzende Augen und dunkelrothe Wangen. Lächelnd sah er in sein Glas, wenn es gefüllt war, und brachte es an die Lippen, so leerte er es in einem Zuge. Georg Forst füllte es auf der Stelle wieder; er selbst stieß zwar oft mit dem Doktor an, trank aber sehr wenig.

Der Administrator holte Cigarren und präsentirte davon dem Doktor, der eifrig zu rauchen begann.

— Bleiben wir noch beisammen! murmelte er.

— Dort steht noch Wein, Herr Doktor.

— Gut, noch eine Flasche; dann muß ich fort, ich habe noch Kranke zu besuchen.

Die Absicht Forst's, den Doktor zu erregen, war erreicht! Belitz hatte so viel des Weines getrunken, daß er redselig und gemüthlich ward.

— Sind die Weiber fort? fragte er mit markiger Baßstimme.

— Wir befinden uns allein, Herr Doktor. Ist Ihnen der Saal zu ungemüthlich, so gehen wir in mein Zimmer ...

— Bleiben wir, vorausgesetzt, daß wir nicht gestört werden, denn es könnte doch manches Wörtlein fallen, das ein Unberufener nicht zu hören braucht.

— Ich bürge für völlige Sicherheit. Es wird uns Niemand belauschen. Trinken wir, Herr Doktor!

Beide stießen an.

— Herr Administrator, sagte, der Arzt, ehe er das Glas zum Munde führte, wir waren, als der General noch lebte, eben nicht die besten Freunde ... es hatte dies seinen Grund in der Stellung, die wir gegenseitig einnahmen ... Bah, es ist vorbei, der alte Narr, der uns entzweite, liegt in der Erde ... wir wandeln noch oben durch den Schnee und freuen

uns des Lebens bei einem Glase Wein ... So macht es jeder gescheidte Mensch ... Wie lange dauert es und man trägt uns auch hinaus, daß unser Gebein den Würmern anheimfalle ... Herr Administrator, ich habe über die Dinge nachgedacht und darum bin ich Ihrer Einladung gefolgt ...

— Ich danke Ihnen dafür, Herr Doktor! Sie sehen ein, fügte Forst leise hinzu, daß ich Ihnen nicht entgegenhandle.

Belitz hatte das Glas geleert.

— Bah, rief er, was soll das heißen?

— Sie haben stets den Verdacht gehegt, Herr Doktor, daß ich mir das Vertrauen des Herrn Generals auf ihre Kosten erschlichen habe ...

— Erschlichen?

— Aber Sie irren.

— Nicht erschlichen, das habe ich nie gedacht, nie gesagt.

— Was sonst?

— Sie haben meinen schwachen Freund eingeschüchtert, terrorisirt. Das ist das rechte Wort. Ruhig, ruhig ... er legte seine Hand auf die des Administrators ... wir wollen die Fehde nicht fortsetzen ... Ich will Ihnen nur zeigen, daß ich richtig beobachtet habe. Der General und ich, wir waren Jugend-

freunde ... Darum kenne ich alle seine kleinen Leidenschaften und seine Verirrungen ... Wer von uns Sterblichen kann sagen, daß er stets korrekt gehandelt habe? Nicht einer, und wäre er Herkules an Seelenstärke und Salomo an Weisheit. Weg damit ... Die Unfehlbarkeit ist eben so lächerlich als die makellose Gewissenhaftigkeit! Doch das Philosophiren ist hier nicht mehr am Platze, wir müssen die Dinge angreifen wie sie eben sind.

— Hier ist Champagner.

— Halt, ich trinke nicht mehr.

Belitz legte die flache Hand auf das Glas, das Georg Forst füllen wollte.

— Echt französischer.

— Und hätte ihn Napoleon selbst fabrizirt. Herr Administrator, der General hat Sie zum Testamentsvollstrecker ernannt ...

Forst neigte das Haupt.

— Ja, in aller Form, Herr Doktor.

— Darin erblicke ich nichts Auffallendes.

— Ich bin stolz, dem Verewigten einen wichtigen Dienst leisten zu können.

— Und Niemand ist auch wohl befähigter dazu als Sie.

— Dies Wort aus Ihrem Munde, Herr Doktor, wiegt doppelt schwer. Ich trinke auf Ihr Wohl.

— Trinken Sie, Herr Administrator!

— Der Himmel erhalte Sie noch lange der leidenden Menschheit.

— Danke! Nun richte ich eine Frage an Sie.

— Ich werde antworten, Herr Doktor.

— Sie sind Testamentsvollstrecker?

— Ja.

— Was werden Sie beginnen, wenn kein Testament vorhanden ist?

Forst füllte ruhig sein Glas.

— Ich hoffe, daß es sich finden wird.

— Der Gerichtsamtmann ist todt . .

— Aber Sie, Herr Doktor leben noch.

— Bah, was nützt das? rief Belitz. Ich habe Ihnen früher schon erklärt, daß ich das Testament nicht verwahre.

— So besitzt es ein Anderer; ein Testament ist vorhanden und dies aufzufinden erachte ich für die heiligste Pflicht. Das letzte Codizill des Erblassers, das auf dem Gerichtsamte deponirt ist, schreibt mir genau meine Obliegenheit vor. Außerdem besitze ich eine Instruktion, die der Herr General eigenhändig verfaßt, unterschrieben und besiegelt hat. In dieser

Instruktion wird einer Tochter erwähnt, die Dorothea dem General geschenkt hat. Diese soll als Universalerbin eingesetzt werden. Der General selbst kannte das Schicksal dieser Tochter nicht; er sagt aber in der Instruktion: Elsa Wilhelmine besitzt einen Geburtsschein, den der Herr Doktor Belitz ausgestellt hat und von dem Gerichtsamtmann Gerhard Braun amtlich bestätigt ist.

Belitz war plötzlich sehr ernst geworden.

— Ich habe über diesen Punkt bis jetzt geschwiegen, fuhr Forst fort, aber ich werde ihn doch zur Sprache bringen müssen, wenn die Auffindung des Testamentes nicht gelingen sollte. Dorothea behauptet, die Baronin von Winkel oder die Gräfin von Hohenbusch müsse die Tochter des verstorbenen Gutsherrn sein . . . sie selbst kenne das Schicksal des Kindes nicht, dessen sie sich auf Befehl des Generals früh habe entäußern müssen.

— Man hat das Kind einer Frau Forst übergeben, Ihrer Mutter, mein Herr.

— So habe ich gehört, ganz recht. Und meine Mutter war eine brave Frau, die das, was sie versprochen, gewissenhaft gehalten haben wird. Sie starb leider zu früh für uns. Wir Kinder sind in alle Welt zerstreut, der Bruder weiß von dem Bruder,

die Schwester weiß von der Schwester nichts. Ich allein bin in die Heimath zurückgekehrt, um hier eine bleibende Stätte zu finden.

Eine Pause trat ein.

Belitz starrte sinnend in das leere Glas. Forst beobachtete ihn.

— Hm, hm, brummte der Arzt, das ist eine fatale Geschichte! Ihnen ist eine schwere Aufgabe geworden, Herr Administrator, ich begreife das vollkommen. Das Testament fehlt, die Erbin fehlt ... So etwas konnte auch nur der konfuse Hornau zu Stande bringen. Statt einem tüchtigen Rechtsanwalte das Ordnen dieser wichtigen Angelegenheit zu übergeben, hat er, der sich sehr klug dünkte, Alles selbst besorgt. Sehen Sie, das war der Grund unseres Streites! Und nun ist es gekommen, wie ich prophezeit habe ... Verwirrung in allen Ecken und Enden.

— Herr Doktor, flüsterte Forst, helfen Sie mir Licht in die Sache bringen.

— Ich soll Ihnen helfen?

— Sie können es, wenn Sie wollen.

— Rücken Sie heraus mit der Sprache.

— Wer von den beiden Damen, die sich jetzt im Schlosse befinden, ist die Erbin?

Der Alte lachte laut auf.

— Wie kann ich das wissen?

— Sie zumeist, Herr Doktor.

— Vielleicht sind sie beide Töchter des Generals, der ein flottes Junggesellen-Leben geführt hat. Sie können in eine schwierige Lage gerathen, Herr Administrator.

— Helfen Sie mir doch, Herr Doktor.

— Wenden Sie sich an die Wirthschafterin.

— Dorothea weiß 'nichts, sie hat es mehr als einmal versicher t

Jetzt blickte der Arzt den Administrator scharf an.

— Und auch Sie sollten nichts wissen? fragte er bedeutungsvoll.

— Ich begreife nicht ...

— Sie, der Sohn der Frau, der man das Mädchen übergehen hat? Sie wollen mich foppen, mein Bester! Das Kind ist mit Ihrer Familie nach der Stadt gewandert, Ihr Vater hat bis zu seinem Tode die Pensionsgelder bezogen ... Wie kann von uns Bauern Jemand wissen, was in der Stadt geschehen ist? Warten Sie ruhig den Verlauf der Dinge ab ... An einem bestimmten Tage werden sich die schon melden, die berechtigt zu sein glauben. Uebrigens freut es mich, daß der General auf sein leib-

liches Kind Bedacht genommen hat ... Wenn es nämlich begründet ist, was Sie mir gesagt ...

Forst stellte sich verletzt.

— Halten Sie mich für einen Lügner, Herr Doktor?

— Mann, fallen Sie nicht aus!

— Ich rede stets die Wahrheit.

— Ihre Instruktion, Herr Forst, mag schon richtig sein; aber der General hat verschiedene Codizille hinterlassen, von denen eins das Andere aufhebt. Es herrscht ein abscheulicher Wirrwarr, der nur mit Gewalt zu ordnen sein wird. Ich begreife nicht, warum Sie sich jetzt schon so abmühen!

Mit dem Alten war nichts anzufangen. Forst wollte ihn nicht aufbringen, darum fragte er ruhig:

— Können Sie mir nicht behülflich sein, das letzte Testament auffinden, dessen in meiner Instruktion Erwähnung geschieht?

— Nein! antwortete Belitz barsch. Mein verstorbener Freund, Gott habe ihn selig, war ein ausgemachter Narr, der den ihm nahestehenden Personen große Schwierigkeiten bereitet hat. Könnte er mich heute hören, ich würde ihm dergestalt zu Leibe gehen, daß er vor Aerger blau und schwarz werden sollte. Warum hat er nicht früher an sein Kind gedacht?

Warum bequemt er sich erst dazu, als der Tod ihn beim Kragen packt? Und wie schön konnte Alles geordnet sein, wenn meine Rathschläge Gehör gefunden hätten. Aber Sie haben mir den wohlgemeinten Plan durchkreuzt . . .

— Ich, Herr Doktor?

— Sie allein! erklärte der Alte mit Bestimmtheit. Zwar kenne ich die Quelle Ihres unheilvollen Einflusses nicht, aber ich weiß, daß Sie den Leidenden eingeschüchtert haben. Jeder vernünftige Mensch fragt sich: Wie kommt der General dazu, seinen Guts-Administrator zum Testaments-Exekutor zu ernennen? Wie ist es überhaupt dazu gekommen, den Herrn Forst als Administrator anzustellen? Die Beantwortung dieser Fragen wird vielleicht noch einige Zeit auf sich warten lassen, aber sie kann nicht ausbleiben. Davon bin ich so gewiß überzeugt als unbestreitbar feststeht, daß ein Testament des Generals existirt. Sie haben die Suppe eingebrockt, jetzt verspeisen Sie sie auch. Meine Zeit ist um . . . Ich danke für gute Bewirthung. Leben Sie wohl!

Velitz nahm seinen Pelz auf den Arm und entfernte sich eilig.

— Das habe ich gefürchtet! flüsterte Georg Forst vor sich hin. Der Mensch hat das Testament in

Händen, aber er leugnet es; er giebt es vielleicht nicht einmal heraus, um die Erbansprüche des leiblichen Kindes des Generals zu vernichten. Dann schreite ich zum Aeußersten ... Der Geburtsschein ist da, auch das Uebrige wird sich finden. Belitz agirt für eine der beiden Frauen ... Sehen wir zu, wer den Sieg davon trägt! Hornau muß mir in die Hände fallen, es koste was es wolle.

Er zog sich in sein Zimmer zurück, wo er einen langen Brief schrieb. Dann ging er in die Tanne, um seinen Bruder aufzusuchen. Die beiden Damen treffen wir in dem Zimmer, das Dorothea der Gräfin angewiesen hatte. Juliane lag nachlässig auf dem Sopha sie wollte ruhen, da die Reise sie abgespannt hatte. Ida saß auf dem Fauteuil am Fenster und sah sinnend in den Park hinaus. Der Wind hatte sich aufgemacht, er schüttelte die Bäume zusammen, daß der Schnee wie Wolken umherflog. Man hörte das Heulen und Zischen des strengen Gastes durch die geschlossenen Fenster. Die Gräfin befand sich in sehr trüber Stimmung, sie dachte an den Gemahl und an den Sohn, deren Schicksal sie besorgt machte. Juliane, die freie Wittwe, hatte in der Stadt keinen Menschen hinterlassen, der ihr am Herzen lag; sie konnte sich unbefangen den Eindrücken hingeben, die

sie auf Hornau empfing. Als Kind schon leichtfertig und voreilig, war sie jetzt eine muntere, heitere Person geworden, die sich über Manches hinwegsetzte, was ein empfindsames Gemüth stark berührte.

Die Zeit der Jugend hatte Juliane zwar nicht vergessen, aber sie gedachte ihrer doch mit einer Oberflächlichkeit, die das Erlebte interesselos für sie machte. Die Gegenwart galt ihr Alles, denn sie wollte genießen. Der verstorbene Baron hatte ihr zwar kein großes, aber immerhin ein Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie bequem und unabhängig leben konnte. Dies genügte ihr nicht, sie wollte eine fürstliche Existenz haben, wollte durch Glanz und Luxus Aufsehen erregen, darum strebte sie nach dem Erbe, das ihr, sie hielt es für möglich, werden konnte.

Den Grund der Feindschaft zwischen den beiden Damen kennen wir. Ida mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und Juliane zeigte sich herablassend und gefällig, um ihre Feindin desto mehr zu demüthigen.

— Mich wundert, begann die Wittwe, daß Du auf Hornau bist.

Die Gräfin seufzte.

— Ich wäre lieber bei dem kranken Gemahle geblieben, der meiner Pflege bedarf. Aber auch ich

kann meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, Dich hier zu sehen.

— Mich fesselt Nichts an die Stadt, ich bin frei, wie der Vogel in der Luft! Theater, Konzerte und Bälle, dieses ewige Einerlei, langweilen mich ... Und eine Winterreise hat besondere Reize. Der General, der aus den bekannten Gründen Dich wie mich verbannte, ist todt ... Da beschloß ich, Hornau zu besuchen, um in die Monotonie des winterlichen Lebens Abwechslung zu bringen. Ich fürchtete, ein Cerberus würde mich am Thore zurückweisen; nein, ich bin mit aller Courtoisie empfangen worden, die eine Dame meines Gleichen nur wünschen kann. Der Administrator ist ein Mann von Welt ...

— Dir gegenüber, der liebenswürdigen Wittwe!

— Ah, ah! lachte die Schöne. Aus Dir spricht die verheirathete Frau! Ich glaube, Ida, wir haben Beide unklug gehandelt, uns Männer zu nehmen und namentlich solche, die dem General nicht anstanden. Wir wären heute sicher lachende Erbinnen und theilten schwesterlich die reichen Besitzungen unseres väterlichen Freundes, der seinen Groll gegen uns noch über das Grab auszudehnen scheint. Es mag wohl wenig Hoffnung für uns vorhanden sein. Dies ist für Dich mehr als unangenehm ... Ich rechne wahr-

lich nicht auf die Rückzahlung der kleinen Summe, die ich Dir geliehen ... Aber eine Ameliorirung Deiner Verhältnisse wäre doch wünschenswerth. Du dauerst mich, gute Seele ... Sollte ich Nutzen von dem Restchen Liebe haben, das mir, trotz Deiner entgegenwirkenden Bemühungen, bei dem Generale geblieben, so werde ich Deiner schwesterlich gedenken. Vorausgesetzt, fügte sie rasch hinzu, daß nicht Du selbst Universalerbin bist.

Ida schüttelte traurig das Haupt.

— Du folgst immer noch dem Wahne, daß ich Dir bei unserem Wohlthäter geschadet habe ... hätte ich irgendwie Einfluß auf ihn ausüben können, ich würde für mich gesorgt haben, ohne Dich zu benachtheiligen.

— Die Absicht, Ida, hast Du gehabt! rief entschieden die Wittwe.

— Nein, ich habe nicht daran gedacht.

— Ich spreche von der letzten Zeit unseres gemeinsamen Aufenthaltes in diesem Schlosse. Hätte Dir die Liebe zu dem schönen Grafen nicht einen Querstrich durch die Rechnung gemacht, hättest Du den Mann genommen, den der General Dir bestimmt, Du würdest vollkommen Deine Absicht erreicht haben. Und was würde aus mir geworden sein, wenn ich

den Baron nicht gefunden hätte? Ein armes Mädchen, das um Lohn und Brot hätte dienen müssen. Doch, ich zürne Dir nicht, Ida; Du hast es gesehen ... Ich werde Dir auch ferner nicht feindlich gesinnt sein ...

— Du hast nicht mich, Du hast den Grafen zu Danke verflichtet!

Die Wittwe erhob sich rasch.

— Ah, so fassest Du die Dinge auf!

— Ich kann nicht anders! Mein zerrüttetes Eheglück giebt eine andere Deutung nicht zu.

Die kleine Frau stand vor der Gräfin.

— Habe ich etwa Dein eheliches Glück zerstört? fragte sie mit schneidender Stimme.

— Wenigstens in so weit, als Du den Mann, der Rücksicht auf seine Familie zu nehmen hatte, nicht zurückwiesest. Ich will nicht voraussetzen, daß Du ihn mit Fleiß angezogen ...

— Ida, Du gehst zu weit! rief drohend die Baronin.

— Du hättest meinem Manne die Thür verschließen müssen, statt zu öffnen. Dies durfte ich nicht nur von der Freundin, sondern von jeder Dame erwarten ...

— Die auf Ehre hält, nicht wahr? O, unter-

brich Dich nicht, fahre fort, ich werde Dich mit der Ruhe anhören, die ich in dem Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit finde.

— Nein, von jeder Dame, die ihr Glück in allen Kreisen finden kann, ohne die Jugendgenossin zu schädigen.

— Die Eifersucht spricht aus Dir, meine Beste!

— Nenne das Gefühl, das mich beseelt, wie Du willst ...

— Klage Deinen Mann an! rief lachend die Baronin. Kann ich dafür, wenn er mich umschwärmt? Es ist nicht meine Gewohnheit, insolent zu werden, selbst einem lästigen Grafen gegenüber.

Sie bog den Kopf zurück und ging stolz durch das Zimmer.

Ida trocknete in tiefer Ergebung ihre Thränen.

— Ich werde heute noch abreisen! dachte sie.

Die Baronin blieb stehen.

— Ida, rief sie, da sind wir wieder auf dem alten Flecke! Du weinst, und ich möchte hell auflachen! Eine Scene dieser Art muß in dem Schlosse Hornau stattfinden ... hier, wo wir als Kinder gespielt haben, zanken wir uns als Frauen ... das ist absurd! Und weßhalb zanken wir uns? Eines Mannes wegen ... Es ist ein Glück, daß Niemand uns be-

lauscht! Gieb mir die Hand, Ida; gehen wir über den lächerlichen Punkt hinweg und wenden wir uns einem größeren Gegenstande zu, der unsere volle Aufmerksamkeit verdient.

Als die Gräfin regungslos verblieb, sagte die Baronin nach kurzer Pause:

— Ich bedauere, daß es zu dieser Scene kommen mußte ... Gebe der Himmel, daß es die letzte sei, denn die Verhältnisse, die eintreten können, sind wahrlich nicht darnach angethan, Dich in Deinem Trotze zu verstärken.

Ida erschrak.

— Was soll das heißen?

Die Wittwe zuckte mit den Achseln.

— Sieh' Dich um und stelle Combinationen an; es sind sehr geringe Aussichten vorhanden, daß wir von der einstigen Liebe des verstorbenen Generals profitiren können. Statt zu streiten, sollten wir uns verbinden. Laß den albernen Groll fahren, Ida ... Wir können uns ja in vielen Beziehungen als Schwestern betrachten ... Und, vielleicht sind wir es wirklich ...

— Wie?

— Mancherlei Anzeichen sprechen dafür.

Die Gräfin hatte sich rasch erhoben.

— Was weißt Du, Juliane?

— Der General war uns mehr als Pathe.

— Und die Gründe dafür?

— Werden sich in dem Testamente zeigen.

— Mein Gott!

— Sorgen wir, daß das Testament sich findet. Ich weiß, daß es zu Gunsten einer dritten Person gestohlen ist.

— Wer sollte es gestohlen haben?

— Der Administrator, der uns hierher beschieden hat.

Ida fragte betonend:

— Juliane, ist wirklich ein Testament vorhanden?

— Ja!

— Und Du weißt nicht, wer es aufbewahrt?

— Wüßte ich es, ich würde Dir längst Mittheilung davon gemacht haben. Aber Du, Du Ida ...

— Mir ist eben so wenig bekannt als Dir ...

— Und weßhalb bist Du nach Hornau gekommen?

Die Gräfin glaubte vorsichtig handeln zu müssen.

— Nur, um zu sondiren. Auch will ich aufrichtig gestehen, daß in mir eine Ahnung lebt, die Deine Ansicht von unserer Abstammung rechtfertigt ... Meine früheste Jugendzeit liegt in tiefes Dunkel

gehüllt ... Es ist demnach wahrscheinlich, daß die Fürsorge des Generals einen tieferen Grund hatte, als wir vermuthen. Und somit erkärt sich auch sein Zorn über unsere Verbindungen.

— Forschen wir nach dem Testamente.

Ida fragte vertraulich:

— Zu wessen Gunsten soll das Testament beseitigt sein?

Die Wittwe flüsterte:

— Weißt Du es noch nicht?

— Ich weiß Nichts, gar Nichts! versicherte die Gräfin.

— Dorothea hat eine Tochter ...

— Wie? fragte die Gräfin mit erkünsteltem Erstaunen.

— Die schlaue Wirthschafterin hat dafür gesorgt, daß dieses Mädchen Alles erbt. Wir Beide stehen in zweiter Linie ... Wird das Kind nicht ermittelt, so kommen wir daran ... Der Administrator soll über die Ausführung dieses Testamentes wachen, natürlich nur dann, wenn es sich findet.

— Was geschieht, wenn es sich nicht findet?

— Das erste Testament, das der General im Zorne über unsere Verheirathung hat fertigen lassen, worin unserer mit keiner Sylbe gedacht ist, existirt

noch ... Die Dinge liegen also folgendergestalt: Findet sich das zweite Testament nicht, das er in versöhnlicher Stimmung aufgesetzt, so präsentirt Dorothea das erste, das ihre Tochter unbedingt zur Universalerbin einsetzt. Wir gehen in diesen Falle leer aus ... Der Gedanke ist haarsträubend!

— Besitzt Dorothea das Testament?

— Es läßt sich dies mit Gewißheit annehmen.

— Was können wir nun thun? fragte Ida.

Juliane zog die Gräfin zu sich auf das Sopha.

— Der Administrator Georg Forst, flüsterte sie, scheint die Situation zu beherrschen, denn er weiß Alles, da er das volle Vertrauen des Generals besessen hat. Seiner Aussage nach war er es, der den Kranken bestimmte, das Codizill zu verfassen, wonach wir Beide erben, wenn die Tochter Dorothea's sich bis zur Eröffnung des Testamentes nicht findet. Forst behauptet, Dorothea selbst wisse nicht, was aus ihrem Kinde geworden. Die Forschungen, die sie bisher habe anstellen lassen, seien erfolglos geblieben und würden auch bei noch so eifriger Fortsetzung ohne Resultat bleiben. Die allgemeine Ungewißheit ist so peinlich, daß wir ihr ein Ende machen müssen. Ida, hast Du Kenntniß von der Existenz eines Testaments? Du warst der Liebling des Generals ...

— Ich weiß Nichts! Du aber, Juliane, stehst mit dem Doktor Belitz auf gutem Fuße, dem Hausarzte des Generals ...

— Unsere Freundschaft ist längst vorbei, wir hassen uns.

— Hast Du nie mit ihm über die Testamentsgeschichte gesprochen?

— O ja, warf die Wittwe gleichgiltig hin, Belitz hat es zuweilen angedeutet, daß er zu meinen Gunsten handeln wolle; er hat mich vergessen wie Alles, was ihm kein besonderes Interesse einflößt. Der Alte ist ein Egoist vom reinsten Wasser, der keinen Finger regt, wenn es ihm Nichts einträgt.

Die Gräfin mußte also schließen, daß Juliane nicht um den Brief des Doktors wußte, der sich in dem Taschenbuche befand. Und sie konnte ja auch darum nicht wissen, da sie sonst eine andere Enveloppe zu dem Gelde gewählt haben würde, das sie, wir erinnern daran, der bedrängten Ida überreicht hatte. Die zweite Folgerung war: Belitz ist kein offener, ehrlicher Mann. Aber eine Annahme blieb noch, die nämlich: Juliane konnte geflissentlich eine Mystifikation herbeiführen wollen und stellte sich, als ob sie keine Ahnung von dem Briefe habe, den sie vielleicht mit eigener Hand gefälscht und in das Taschen-

buch gelegt hatte. Die vorsichtige und kluge Frau konnte sich eines so groben Versehens kaum schuldig machen.

— Ida, fragte plötzlich, die Wittwe, die ihre Brillantringe einige Augenblicke betrachtet hatte, ist Dir Nichts bekannt, das uns einen Anhaltepunkt bieten könnte?

— Nichts! Ich kann mir kein Urtheil, nicht einmal eine schwache Idee bei der heillosen Verwirrung bilden, die eine listige Hand herbeigeführt hat.

— Wir sind entweder Beide die Töchter des Generals ...

— Wie?

— Oder Eine von uns ist es!

— Demnach wäre Dorothea ...

— Unsere Mutter. Der Gedanke ist schrecklich, fügte die Baronin hinzu, namentlich muß er es für Dich sein, die Du einen Grafen zum Manne hast ... Wenn Du erben willst, mußt Du Deine Abstammung dokumentiren ... Anders ist es mit mir ... Ich bin als Wittwe frei ... Mir macht kein hochgeborener Mann Vorwürfe ... Dein Graf ist sehr sensible, er wird rasen, wenn er erfährt, daß eine Magd seine Schwiegermutter ist! Die Ahnen derer von Hohenbusch werden sich in ihren Särgen umwenden ...

Und das große Vermögen willst Du auch nicht aufgeben, weil Du nicht kannst ... Arme Frau, ich beklage Dich! Da hast Du es, warum der General gegen unsere Verbindung eiferte! Er wollte zwei Mesalliancen verhindern. Frei mit der Sprache herauszurücken, hat er sich wohl geschämt ... er war ja überhaupt ein Geheimnißkrämer ... Als es zu spät war, sann er auf das ungeschickteste aller Mittel ...

— Er hätte uns ohne Weiteres zu Erben einsetzen können.

— Gewiß, wenn er gewollt hätte.

— Es soll aber noch eine Tochter existiren, eine jüngere ...

— Das ist das Entsetzlichste! rief die Baronin.

— Und wer mag unsere Schwester sein?

— Wer? Wer?

Juliane zog die Hand der Gräfin an sich.

— Höre mich an, flüsterte sie, und schaudere!

Nun blickte sie durch das Zimmer.

— Wir sind allein, ich will es Dir anvertrauen: Das dritte Kind ist ermordet!

— Gott im Himmel!

— Es ist so! sagte die Baronin mit Bestimmtheit. In die Geschichte des Schlosses Hornau mischt

sich ein blutiges Drama, das nicht an das Licht gezogen werden darf.

— Und wer hat das Verbrechen vollbracht?

— Erräthst Du es nicht?

— Nein, nein!

— Dorothea!

— Mein Gott, mein Gott!

— Dieselbe, die Du vielleicht Mutter nennen wirst.

Ida zitterte, die geheimnißvollen Worte des Gärtners fielen ihr wieder ein.

— Die Beschuldigung, meinte sie, ist schwer; bedenke wohl, was Du sagst ... wenn Du durch Zeugen nicht darthun kannst ...

— Meinst Du, ich handele unüberlegt? Der Zeuge ist der Administrator ... Und weil er das schreckliche Geheimniß kannte, hatte er die Gewalt über den General, der ihn anstellen und ihm aus Furcht die Verwaltung der Güter übergeben mußte. Es ist schrecklich, es ist furchtbar!

Ida glaubte sich nun Manches erklären zu können.

Die Thür ward leise geöffnet.

Die Wirthschafterin trat ein.

Die Gräfin erschrak vor der Alten, die ihr aus mehr als einem Grunde unheimlich erschien.

— Ah, rief die Wittwe, die sich völlig unbefangen zeigte, wie schön Dorothea sich herausgeputzt hat!

Und wahrlich, Dorothea sah recht stattlich aus! Sie trug ein Kleid von schwarzer Seide und einen Pelzüberwurf, der einer Dame vom Stande zur Zierde gereicht haben würde. Eine schwarze Sammetmütze, mit feinen weißen Spitzen geschmückt, bedeckte das ergraute Haupt.

— Den lieben Gästen zu Ehren! meinte lächelnd die Wirthschafterin.

Wäre das Lächeln Dorothea's nicht gar zu melancholisch gewesen, man hätte es gewinnend nennen können. Ida glaubte zu erkennen, daß die Alte geweint habe. Wie treuherzig, wie betrübt sah sie aus, eine still Trauernde, die ihren Schmerz unter erkünstelter Freundlichkeit zu verdecken suchte.

— Ist der Doktor Belitz bei den Damen gewesen? fragte sie anscheinend bedeutungslos.

— Nein! antwortete die Wittwe.

Die Gräfin fügte hinzu:

— Wir haben den alten Herrn nur im Speisesaale gesehen.

— Ich dachte, er würde sich Ihnen nähern, wie dies wohl seine Pflicht gewesen wäre.

— Seine Pflicht! rief lachend die Baronin. Der alte Murrkopf scheint längst vergessen zu haben, daß wir einst die Lieblinge des Generals gewesen, den er seinen Freund uud Waffengefährten nannte. Man kennt das: mit dem schwindenden Interesse vermindert sich auch die Neigung ... Belitz hat den Freund, hat uns Alle vergessen. Vielleicht ist Dorothea davon ausgenommen.

— Ich?

Die Wittwe zuckte mit den Achseln.

— Wer kann es wissen!

— Warum sollte der Doktor mit mir eine Ausnahme machen?

— Jugendfreundschaft hält nicht selten bis in das späte Alter an.

— Unsere Jugendfreundschaft ist so groß nicht gewesen.

— Außerdem sind Sie die muthmaßliche Universalerbin ...

Dorothea gerieth in heftige Erregung.

— Wer sagt das? rief sie.

— Und mit einer reichen Dame verdirbt es der kluge Belitz nicht.

— Wollen Sie mich verhöhnen? fragte die Wirthschafterin entrüstet.

— Ich denke nicht daran, meine Liebe! Aber eine Vermuthung auszusprechen, die so nahe liegt ...

— Der Herr General hat keinen Grund, mich so auffallend zu bevorzugen! rief zitternd die Alte. Meine Dienste als Wirthschafterin, die ich treulich verrichtet, sind bezahlt ... Ich trage kein Verlangen nach dem Schlosse ...

Ida eilte zu ihr.

— Beruhige Dich doch, liebe Dorothea!

— Mir so etwas zu sagen! flüsterte sie, die stechenden Blicke auf die Baronin gerichtet.

— Juliane hat sich einen harmlosen Scherz erlaubt.

— Ich kenne die Scherze dieser übermüthigen Dame, die, als sie noch Kind war, mich stets zu kränken suchte.

Die Wittwe lachte wiederum laut auf.

— Es ist mir unbegreiflich, wie Sie sich verletzt fühlen können!

Die Alte schleuderte einen furchtbaren Blick auf die Wittwe, die stolz im Zimmer auf- und abging.

— Glaubt die Frau Baronin, flüsterte sie, daß ich ihr gefährlich werde?

— Bah, rief verachtend die kleine Frau, wie kann das möglich sein?

— Sie streben nach dem reichen Erbe!

— Ich leugne es nicht.

— Aber Ihr Mühen ist vergebens.

— Wissen Sie das, Jungfer Dorothea?

— Da sind andere Leute, die Ansprüche erheben können ...

— Wenn überhaupt Ansprüche zu erheben sind.

Dorothea rief mit Bestimmtheit:

— O, es giebt Leute, die eine Berechtigung dazu haben.

Die Baronin blieb stehen.

Indem sie das reizende Köpfchen zur Seite wandte und über ihre Achsel hinwegsah, fragte sie:

— Vielleicht der Herr Administrator?

— Wie unverschämt! schluchzte Dorothea.

— Mein Gott, was Alles Sie in meinen Worten finden! Ich lege ihnen keine Bedeutung bei!

Die Alte brach in Weinen aus.

— Nur Geduld, es wird sich bald zeigen!

Juliane rief lachend:

— Stoßen Sie den Doktor nicht zurück, er kann Ihnen ein sehr guter Freund sein, wenn er will!

Dorothea hob beide Hände empor.

— Was soll das heißen? kreischte sie.

— Nur Geduld, es wird sich bald zeigen! ant-

wortete Juliane, die an das Fenster trät und in den Park hinaussah.

Ida hatte sich der Wirthschafterin genähert.

— Fasse Dich, meine Liebe, flüsterte sie tröstend, Juliane hat es nicht so böse gemeint!

Dorothea trocknete die Thränen von den Wangen.

— O, ich kenne sie, ich weiß, daß sie boshaft ist! Es war nicht gut, daß ich mich habe in Harnisch jagen lassen, denn das hat sie gewollt. Hätte ich in dem Schlosse zu gebieten, ich wüßte schon, was ich thäte ... So aber ertrage ich die Kränkung, die Zeit wird schon kommen, daß ich gerächt und gerechtfertigt werde.

An der Thür, wohin die Gräfin sie geleitete, fügte sie hinzu:

— Du bist immer noch gut, Ida, bist sanft und fromm ... Glaube sicher, Du sollst dafür belohnt werden.

Die Wirthschafterin trat hinaus und schloß die Thür hinter sich.

— Was sagst Du nun? fragte die Wittwe die zurückkehrende Gräfin. Hast Du den Schrecken der Alten bemerkt? Wie sie zitterte und sich hinter Drohungen zu verschanzen suchte ... Ah, ich habe nur auf den Busch geklopft, aber schon sind einzelne

Körner gefallen. Bei jeder Anspielung, die ich machte, regte sich das böse Gewissen.

— Ich weiß nicht, was ich denken soll!

— Denke das Schlimmste und Du wirst nicht fehlgehen. Jene Alte ist eine Verbrecherin!

— Wir tappen im Dunkeln! meinte seufzend die Gräfin.

— Die Nemesis wird bald Licht bringen.

— Ich weiß nicht, ob ich dies wünschen soll.

— Warum nicht? rief keck die kleine Frau. Was kümmert uns die ganze Wirthschaft, die man einst hier getrieben?

— Die Ehre des Generals, unsers Wohlthäters, könnte darunter leiden.

Juliane lachte in der ihr eigenen Weise.

— Hin ist hin, todt ist todt! Dem General selbst kann es gleich sein, ob man so oder so über ihn denkt und spricht. Mit ihm ist der Stammbaum der Hornau verschwunden, er wird nur noch auf vergilbten Papieren zu sehen sein und Interesse für den Alterthumsforscher haben ... In den Kreisen der Aristokratie hat man schon lange über den alten Hypochonder gespottet ... jetzt spricht man so lange über ihn, bis die Erbschaft geregelt ist ... dann versinkt die ganze Geschichte in das Meer der Vergessen-

heit. Bah, was ist die Ehre eines Verstorbenen? Ich habe mich stets geärgert, wenn man großen und verdienstvollen Männern, die bei Lebzeiten gehungert haben, nach ihrem Tode ein Denkmal setzte ... Was nützt es dem Verstorbenen? Schweigen wir über diesen Punkt, liebe Ida ... Ich schlage Dir etwas Praktisches vor, das gewiß Deinen Beifall finden wird.

— Was ist das? fragte Ida neugierig.

— Schließen wir ein Schutz- und Trutz-Bündniß.

— Wie?

— Man wird uns angreifen, wenn wir in dem Testamente bedacht sind.

— Möglich.

— Und sind wir nicht bedacht, dann greifen wir gemeinschaftlich an. Ich habe einen verschmitzten Advokaten in der Stadt ... Die Domestiken-Wirthschaft können wir nicht so hingehen lassen.

— Und weiter?

— Es ist wahrscheinlich, daß wir Beide erben, wenigstens etwas. In diesem Falle bleiben wir unthätig.

— Wie sich von selbst versteht.

Die Wittwe sagte mit schlauem Lächeln:

— Bin ich zur Universalerbin eingesetzt, so theile ich schwesterlich mit Dir. Darauf gebe ich Dir Hand

und Ehrenwort. Noch mehr: ich will mich auch schriftlich dazu verpflichten, wenn Du es verlangst.

Die Gräfin antwortete ruhig:

— Dagegen möchte auch ich mich verpflichten, mit Dir zu theilen, wenn ich die Bevorzugte sein sollte?

— Wir basiren unsern Vertrag auf völlige Gegenseitigkeit. Zwar weiß ich, daß Du nur geringe Chancen für Dich hast, da der General Deinen Mann haßte ... aber ich bin nicht so böse als Du glaubst, Du wirst es wohl schon erfahren haben. Die kleinen Vortheile, die mir geblieben, opfere ich gern zu Deinen Gunsten. Du überlegst, Ida? Ah, Deine Hoffnungen gehen weiter als ich geglaubt ...

— Nein, nein!

— Gestehe es, Ida!

— Ich habe keinen Schritt gethan, um mir Aufklärung zu verschaffen; es würde mir dies unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich gewesen sein, auch wenn ich den Willen dazu gehabt hätte.

— Und doch zögerst Du? Ich will mich nicht näher erklären ... Das Gefühl schon wird Dir sagen, daß ich im Vortheile bin, daß ich uneigennützig verfahre. Denke an den Haß des Generals, denke an Dorothea, an den Administrator und vor allen Din-

gen an Deinen Mann ... Mehr brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, um Deine kolossale Vertrauensseligkeit in die Gunst des blasirten Generals zu erschüttern. Setzen wir den Fall, Dir fiele das ganze Erbe zu: genügt die Hälfte desselben nicht, Dich zu einer reichen Frau zu machen? Nehmen wir die Kehrseite: der General kann die muthwillige Juliane bevorzugen, die ihn weiter keinen Verdruß bereitet hat, als daß sie den ihm gleichgiltigen Baron geheirathet, der nun gestorben ist ... Ich bin gut, bis zu einem gewissen Grade auch leichtfertig und leichtsinnig, durchaus nicht geneigt, Groll nachzutragen und Rache zu üben; aber dann noch theilen und unterstützen zu sollen, diese Zumuthung ginge doch ein wenig zu weit.

— Gönne mir Zeit! bat die Gräfin.

— Nicht eine Minute, mein liebes Kind! Trennen wir uns jetzt, ohne zum Abschlusse gelangt zu sein, so ist an eine Vereinbarung nicht zu denken. Alles hat seine Grenzen, auch die pietätvolle Erinnerung an unsere Jugendzeit, die ich, soweit wir sie auf Hornau verlebt haben, eine glückliche nennen muß. Du siehst, daß die Domestiken sich gegen uns verschworen ... meine Koalition hat nur den Zweck, dieser gemeinen Intrigue entgegenzutreten. Wie das

Testament auch verklausulirt sein möge, der General hat es doch so eingerichtet, daß wir herbeigezogen werden können. Die größte Einfalt muß begreifen, daß der Testator harte Kämpfe bestanden hat, ehe er gewisse andere Personen in das Vermächtniß gezogen.

Ida mußte diesen Ansichten beipflichten. Plötzlich stieg ein anderer Gedanke in ihr auf, der an ihren Gemahl, von dem sie sich scheiden lassen sollte, um das Erbe antreten zu können.

— Juliane, bat sie, gönne mir eine Stunde Frist!

— Eine Stunde?

— Weder Mißtrauen noch Habgier leiten mich; aber ich begreife die Wichtigkeit unseres Abkommens, das ich, wenn ich einmal darauf eingegangen bin, ehrlich halte. Du bist frei, ich habe einen Mann, der Rechenschaft von mir fordert ...

— O, rief die Wittwe lachend, den Grafen bedenkst Du? Liebes Kind, Dein Mann kann sich Glück wünschen, wenn Du dafür sorgst, daß er zu einigem Vermögen gelangt. Wir können uns mit Kaufleuten vergleichen, die ihre zu versendenden Waaren assekuriren ... Tritt ein Unglücksfall nicht ein, desto besser! Die Klugheit gebietet, daß wir alle nur mög=

lichen Vorsichtsmaßregeln anwenden, und Du stehst im Begriffe . . .

— Gewiß, gewiß; aber ich bitte Dich um eine Stunde Frist.

— Gut, sie sei Dir gewährt. Ich gehe in mein Zimmer, um den Pakt in zwei Exemplaren zu schreiben. Ueberlege und suche mich auf, wenn Du fertig bist. Denke ruhig nach, und Du wirst das Resultat erlangen, das ich wünsche.

Die Baronin verneigte sich flüchtig und hüpfte hinaus wie ein Mädchen, das sich Zeitvertreib sucht.

— Wüßte ich nur, dachte die Gräfin, ob der Administrator mir die Wahrheit gesagt hat! Existirt die Bestimmung, daß ich mich scheiden lassen soll, wirklich, so ist eine Vereinbarung mit Julianen geboten, denn ich empfange von ihr einen Theil des Vermögens, das der Gräfin von Hohenbusch entzogen wird. Ich kann meinen armen unglücklichen Mann behalten, ohne zu verlieren, und gewinne etwas. Sind wir Beide völlig ausgeschlossen, so nützt der Kontrakt nicht . . . Ich werde darauf eingehen können, wenn ich die Gewißheit habe, daß die schreckliche Klausel existirt.

Sie zog die Glocke.

— Wo ist der Herr Administrator? fragte sie die eintretende Magd.

— Er ging vorhin nach seinem Zimmer.

— Führe mich zu ihm, mein Kind.

— Gern, gnädige Frau.

Zwei Minuten später klopfte die Gräfin an die Thür, welche die Magd ihr bezeichnet hatte.

— Herein! rief befehlend eine Stimme.

Georg Forst hatte soeben einen Sekretär geöffnet.

— Ah, gnädige Frau! rief er freundlich.

Er schloß das Möbel wieder.

— Störe ich?

— Nein, gnädige Frau. Ihr Besuch ehrt mich hoch. Die Geschäfte drängen im Winter nicht, ich kann mich ganz Ihrem Dienste widmen. Befehlen Sie über mich und meine Zeit.

Ida ließ sich auf dem Sessel nieder, den Forst ihr höflich herangezogen hatte. Eine peinliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen.

— Ich muß, dachte sie, um sich zu ermuthigen; Alles drängt mich dazu.

Forst wartete bescheiden auf das, was kommen sollte.

— Ich denke an die Abreise, mein Herr!

— Sie haben zu bestimmen, gnädige Frau, die Wagen des Schlosses stehen zu Ihrer Verfügung.

— Auch die Baronin von Winkel ist hier.

— Ja.

— Die Sie mir als die Erbin bezeichneten.

— Weil ich es für Pflicht hielt, Ihnen die Situation so klar als möglich zu machen. Die Verhältnisse sind zu delikater Natur ...

— Setzen wir alle Delikatesse bei Seite, Herr Administrator, sie kann nach Lage der Dinge nicht nützen, sondern nur schaden oder doch hemmend wirken.

Forst sagte mit einem Anfluge von Bedauern:

— Die Ihnen gestellte Bedingung ist hart, sehr hart, ich begreife das wohl; aber sie existirt einmal und der General selbst kann sie nicht mehr umstoßen. Ich, der Testamentsvollstrecker, bin verpflichtet ... Wenn ich Ihnen den Wink gab, so glaubte ich der guten Sache zu dienen ... Diskretion ist mir nicht auferlegt ... Was am Ostertage publizirt wird, kann auch jetzt bekannt werden ... Wie gesagt, ich habe keinen Fehler zu begehen geglaubt ... Sie können sich einrichten ... Der General bestand eigensinnig auf der Scheidung von dem Herrn Grafen ... Ist diese vollzogen, nur dann erst treten Ihre Rechte ein.

Sie haben sich im Termine zu erklären, ein- für allemal ... Darum erlaubte ich mir, Sie in der Stadt aufzusuchen. Daß Ihnen die Wahl schwer wird, läßt sich denken, und ich erlaube mir, Ihnen mein Bedauern auszudrücken ... Wenn ich sagte, die Frau Baronin sei die Erbin, so habe ich eine wahrscheinliche Eventualität in's Auge gefaßt ... Dorothea wird ihre Tochter nicht stellen können ... Es ist geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, da sich nachweisen läßt ...

Der Administrator schwieg, als ob er fürchtete, zu viel zu sagen.

— Was läßt sich nachweisen? fragte Ida.

— Daß das Kind längst verschollen ist.

— Sie wollen nicht mit der Sprache heraus, mein Herr!

— Nun, antwortete Forst ausweichend, es kann auch gestorben sein.

— Gestorben?

— In diesem Falle würden die beiden Pathen des Herrn General erben. Da nun Ihnen, gnädige Frau, eine Bedingung auferlegt ist, die Sie gewiß nicht erfüllen werden, glaube ich Ihnen die Frau Baronin als Erbin bezeichnen zu können. Trotzdem liegt es immer noch in Ihrer Gewalt ...

— Weiß die Baronin darum?

— Nein, o nein! Ich habe noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, mit ihr sprechen zu können. Die Dame wird noch zeitig genug ihr Glück erfahren, selbst wenn ich schweige.

Ida neigte nachdenklich das Haupt.

— Die Härte meines väterlichen Freundes ist mir unerklärlich! flüsterte sie. Es fällt mir nicht bei, Ihre Worte anzuzweifeln; wenn ich aber bedenke, daß Juliane die Bevorzugte sein soll, sie, die in guten Vermögensverhältnissen lebt ... Mir ist der General ein unlösbares Räthsel. Dorothea muß ihn beeinflußt haben.

Forst sah starr auf seine Hände, die er gekreuzt auf den Knien hielt.

— Gnädige Frau, sagte er nach einer Pause, ich will Sie überzeugen!

Nun öffnete er den Sekretär, holte aus einem Fache, daß er erschloß, eine schwarze Mappe hervor und kam mit einem Papiere zurück, das er auf den Tisch legte. Sie kennen gewiß die Handschrift des verstorbenen Herrn Generals ... Diese Worte hat er aufgezeichnet, wenn die Krankheit ihm kurze Zeit Ruhe gönnte. Es ist die mir bestimmte Instruktion, von der, ich glaube es wenigstens, ich Ihnen schon

gesagt habe. Mit einem Handschlage habe ich gelobt, für die strenge Erfüllung jedes einzelnen Punktes sorgen zu wollen. Hier ist der Satz, der Sie betrifft ... ich bitte, lesen Sie.

Ida erkannte die starken und kräftigen Züge des Verstorbenen, die nicht minder eigenthümlich waren als sein Charakter es gewesen. Sie las: „Anlangend die Gräfin Ida von Hohenbusch will ich, daß sie nicht den Werth einer Nadel von meinem Eigenthum erhalte, wenn sie die Frau dessen bleibt, den ich hasse und verachte. Sie soll sich zuvor scheiden lassen und nach Belieben einen Andern heirathen, wenn sie nicht ledig bleiben will. Ist die Scheidung zweier Monate nach Eröffnung des Testaments nicht geschehen, so mag die Baronin von Winkel Alles erben, vorausgesetzt, daß Dorothea's Kind sich nicht gemeldet und den bewußten Geburtsschein beigebracht hat.“

— So ist es doch wahr! flüsterte bestürzt die arme Gräfin.

— Sie sehen, daß ich gemessene Befehle habe. In diesem Sinne, wie weiter unten steht, spricht sich auch das Testament aus.

Forst legte das Papier in die Mappe und diese in den Sekretär zurück, den er sorgfältig verschloß.

— Sie sagten mir, Herr Administrator, das Testament sei verschwunden.

— Ich hoffe, es wird sich wiederfinden.

— Und wenn es verschwunden bleibt?

— Der neue Gerichtsamtmann, ein tüchtiger Jurist, meint, daß meine Instruktion, da sie von der Hand des Herrn Generals verfaßt ist, in diesem Falle entscheidend sei, denn sie könne als letztes Kodizill betrachtet werden. Mir scheint, der Testator hat denen nicht getraut, in deren Hände er das Testament gelegt ... Vielleicht hat ihn eine Ahnung bei Abfassung des Kodizills geleitet, die möglicherweise in Erfüllung gehen kann.

Ida hatte sich erhoben.

— Ich danke Ihnen, Herr Administrator.

— Sind Sie nun von der Wahrheit dessen überzeugt, was zu glauben Ihr Gefühl sich sträubte?

— Gewiß, ich darf nicht mehr zweifeln.

— Ihnen bleibt Zeit zu überlegen; ich bitte, geben Sie mir am Ostermorgen Ihre Willensmeinung zu erkennen.

Die Gräfin grüßte und verließ das Zimmer. Während sie über den langen Korridor ging dachte sie:

— Mir scheint doch, daß ich klug handele, wenn ich mich mit Julianen verbinde. Es ist nicht wahr-

scheinlich, daß ich die Universalerbin werde, gewiß aber ist es, daß der General seinem Hasse gegen die gräfliche Familie von Hohenbusch Luft machte. Gehen wir Beide leer aus, so ist nichts gewonnen und nichts verloren.

Sie ließ sich das Zimmer öffnen, das man der Baronin angewiesen hatte. Juliane saß am Tische und schrieb eifrig.

— Warte eine Minute, rief sie, ich bin gleich fertig!

Und wahrlich, die Wittwe hatte zwei Exemplare eines Kontraktes geschrieben, der an Kürze und Bündigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Man kollationirte die Schrift und unterzeichnete.

— Dem Himmel sei Dank, rief die Baronin aus, daß Du zur Erkenntniß gelangt bist. Nun mag das Schiff getrost seinen Lauf nehmen, die Waaren, die es trägt, sind versichert. Schließen wir für immer Frieden ... hier ist meine Hand, Ida ... weise sie nicht zurück ... Du hast gesehen, daß ich Deine aufrichtige Freundin bin. Jetzt überlaß Dich der Ruhe, morgen früh reisen wir gemeinschaftlich nach der Stadt zurück. Ich mache diesen Abend dem Doktor Belitz einen Besuch, da der alte Pflasterkasten bei

Tage nicht anzutreffen ist. Vergiß den Kontrakt nicht und bewahre ihn gut auf ...

Ida glaubte überzeugt sein zu können, daß Juliane nicht boshaft, sondern nur leichtfertig sei, eine Person, welche weder ihre Worte noch ihre Handlungen auf die Goldwaage legte, um sie zu prüfen. Sollte sie wirklich aus zärtlichem Interesse einen Theil des ihr zufallenden Reichthums opfern, sollte sie wirklich Alles nur für den Grafen thun, um ihn seiner materiellen Noth zu entreißen, so war der Weg, den sie eingeschlagen, sehr delikat zu nennen. Wie aber, fragte sich die Gräfin, als sie allein in ihrem Zimmer war, würde Juliane aufgetreten sein, wenn sie um die Testamentsklausel gewußt hätte? Sie wollte nicht weiter nachdenken und sich in fruchtlosen Vermuthungen ergehen, denn ihr Kopf war wüst, ihr Meditations-Vermögen lahm geworden. Ermüdet sank sie in die Kissen des Sophas, legte den Kopf zurück und schloß die Augen. Es war indeß dämmerig geworden und der Abendwind fuhr scharf an den Fenstern vorüber. Die Ruhe that der armen Frau wohl; sie versank in einen Halbschlummer, der ihr wunderliche Gebilde vorgaukelte. Da glaubte sie Dorothea am Sopha stehen zu sehen. Sie erschrak und fuhr auf:

— Wer ist da?

— Ich bin es.

— Wer, wer?

— Dorothea! flüsterte eine bebende Stimme.

— Mir träumte von Dir, liebe Dorothea.

— Ich hörte es wohl, Sie nannten meinen Namen. Es war wohl nicht der angenehmste Traum, der sie beschäftigte, da Sie so unruhig waren.

— Zünden wir doch Licht an, es ist schon dunkel! rief Ida, die vor der Alten ein Grauen empfand.

— Nein, wir können so plaudern!

Die Wirthschafterin saß neben der Gräfin.

— Es wäre mir nicht lieb, wenn Juliane käme ...

— Seien Sie ohne Sorgen, die Baronin wird uns nicht stören, sie ist vorhin in dem bestem Wagen unserer Remise ausgefahren und zwar vierspännig.

— Mit vier Pferden?

— Der General hat stets nur zwei Pferde gehabt ... Aber daran ist sicher der Administrator schuld, der sich bei der künftigen Schloßherrin beliebt machen will. Die übermüthige Person fährt wie eine Fürstin ... Aber Sie macht die Rechnung ohne den Wirth ... Nicht einen Gulden wird sie erben, und wenn sie dem Doktor Belitz goldene Berge verspricht. Ich sorge dafür, ich, die unscheinbare Köchin, die man

wie eine niedere Magd behandelt hat. Wenn die Baronin glaubt, ich lasse mich einschüchtern, so irrt sie ... Wir sind jetzt allein, und nun will ich mein volles Herz ausschütten. Ich kann die Last nicht allein mehr ertragen ...

Dorothea schluchzte.

— Was ist denn? fragte Ida.

— O, die übermüthige Baronin, ich habe ihre Worte wohl verstanden. Sie ist bösartig bis in's tiefste Herz hinein, und Alles, was sie thut, ist wohl berechnet ... Wie sie mich in Zorn bringen und mir ein Geständniß entreißen wollte ... Auch herabsetzen wollte sie mich, daß ich verächtlich erscheinen sollte ... Die alte Dorothea, die mit Ehren grau geworden ist ... Diese Bosheit ist unverzeihlich, sie muß hart bestraft werden. Ich hatte es so gut im Sinne ... Nun ist's vorbei, ich will meinem Herzen nicht länger Gewalt anthun, einer solchen Dame wegen, die mich wie eine zweite Mutter ehren sollte. Hätte ich nicht aus Rücksicht auf Dich geschwiegen ... Ach, da nenne ich die Frau Gräfin schon wieder Du ...

— Immerhin, ich bitte Dich sogar darum, liebe Dorothea! Behalte den vertraulichen Ton bei, der mich in meiner Jugend so hoch beglückt hat! O, wäre ich noch ein Kind wie damals, hätte ich nie das

Leben so kennen gelernt wie es mir, der Frau, entgegentritt! Die Prüfungen, die der Himmel mir auferlegt, sind so hart ...

Auch die Gräfin weinte.

Dorothea drückte ihr herzlich beide Hände.

— Genug, genug! flüsterte sie. Mit Thränen ist Nichts gethan. Wir müssen handeln, rasch handeln. Wäre ich nicht so feig gewesen, es hätte sich wohl Manches anders gestaltet. Meide und verachte die Baronin, die nicht werth ist, daß Du ein Wort an sie richtest. Ich habe von jeher die kleine Person mit Widerwillen betrachtet ... Ach, wie anders bist Du gewesen! Nie ist ein böses Wort gegen mich über Deine Lippen gekommen und vorhin hast Du Dich meiner angenommen, hast mich getröstet ...

— Gern hätte ich Dich vertheidigt, Dorothea; aber es war gut, daß der Streit nicht ausgesponnen wurde. Auch fehlt es mir an Gewandtheit, um erfolgreich gegen Juliane aufzutreten.

Die Wirthschafterin kauerte dicht an der Seite der jungen Frau; sie war so erregt, daß sie rasch und in abgebrochenen Sätzen sprach:

— Ich muß jetzt das Geständniß ablegen, das Dich glücklich macht. Und Du mußt glücklich werden, glücklicher als die Baronin, die durch Kniffe und

Ränke an das Ziel zu gelangen sucht. Fordere nicht, daß ich mich wegen meines langen Schweigens rechtfertige ... Frage auch nicht nach den Gründen, die mich veranlassen, jetzt zu Dir zu reden ... Glaube einfach meinen Worten und handele danach ... Du weißt, wie zugethan ich Dir immer gewesen bin ...

Die Gräfin starrte zitternd die Alte an, deren Gesicht von dem Scheine des Feuers im Ofen getroffen ward.

— Bleibe bei der Sache! bat sie flüsternd.

Dorothea rief leise:

— Du bist die Tochter des Generals!

— Ich?

— Du, Ida!

— Großer Gott im Himmel!

— Du bist's, Du bist's!

— Aber es gab doch eine Dame, die für meine Mutter galt.

— Sie war nur Deine Erzieherin.

— Und wer ist meine Mutter?

Die Wirthschafterin zog die Gräfin an sich, indem sie unter Thränen flüsterte:

— Ich bin es, ich bin es!

Ida wich bestürzt zurück.

— Dorothea, es ist nicht möglich!

Die Alte weinte heftig.

— Glaube meinen Worten, ich lüge nicht! Und warum auch sollte ich Dir die Unwahrheit sagen?

— Du willst Dich an Julianen, die Dich beleidigt hat, rächen!

— Nein, ich will Dich glücklich machen! Ich muß jetzt für meine Tochter sorgen, es könnte sonst zu spät werden. Ida, wie Du zurückweichst vor mir ... Freilich die arme Dienstfrau kann vor der Welt nicht die Mutter einer Gräfin sein ... das habe ich längst begriffen und begreife es noch ... Aber die Nothwendigkeit zwingt mich, das Geheimniß zu offenbaren ... Der General hätte anders handeln, sein Testament klüger einrichten müssen. Ida, streiten wir uns nicht, lassen wir alle Erklärungen bei Seite ... Du bist die Tochter des Generals und als solche wirst Du auftreten. Die Vorurtheile der Welt können uns nicht abhalten, das große Vermögen in Besitz zu nehmen ... Du hast keine Ahnung von dem Reichthume, den der General hinterlassen, er ist unerhört groß ... Mein Gott, wie soll ich Dich denn bewegen ... Ich finde die rechten Worte nicht ...

Sie weinte so laut, daß sie nicht weiter sprechen konnte.

Die Gräfin glaubte sich nun die besondere Zärt-

lichkeit erklären zu können, mit der Dorothea ihr stets zugethan gewesen. Sie schauderte bei dem Gedanken an den Gemahl zurück, der starr in aristokratischen Vorurtheilen befangen war.

— Dorothea, fragte sie, wie soll ich denn beweisen, daß der General mein Vater ist?

Die Wirthschafterin trocknete ihre Augen.

— Reise ruhig nach der Stadt zurück, mein liebes Kind.

— Und dann?

— An dem festgesetzten Tage findest Du Dich zur Eröffnung des Testamentes ein und machst Deine Ansprüche geltend. Für das Uebrige sorge ich ... Aber verstoße mich nicht, Ida, wenn Du von dem Erbe Besitz genommen ...

— Verstoßen?

— Ich muß bis zu meinem Lebensende hier bleiben.

— Wie kommst Du auf diesen Gedanken?

— Hier im Schlosse will ich sterben.

— Denke noch nicht an den Tod, Dorothea!

— O, ich habe schon seit langer Zeit daran gedacht.

Jetzt drückte sich eine gewisse Härte in den Zügen

der Alten aus, die von dem flackernden Feuer im Ofen beleuchtet wurden.

— Die Menschen sind treulos und schlecht, rief sie; ich habe sie verachten und hassen gelernt! Den General nehme ich aus ... er war gut, aber so schwach, daß er sich wie ein Kind leiten ließ. Ida, tritt als Erbin auf, sonst reißt der Administrator Alles an sich.

— Wie aber ist das möglich?

— Frage nicht, ich weiß es.

— Gieb mir nur Andeutungen ...

— Du sollst mir glauben, Ida!

Sie erhob sich hastig.

— Komme mit mir, Ida!

— Wohin?

— In mein Zimmer.

— Du kannst ja hier ...

— Nein, Du mußt mir folgen!

Dorothea ergriff die Hand der Gräfin.

— Wenn Du es wünschest!

— Ich fordere es in Deinem Interesse.

— Gut, so gehe voran!

Beide verließen das Zimmer.

Auf dem Korridor sagte die Wirthschafterin:

— Ich bitte Dich, warte hier einige Augenblicke.

— Und Du? fragte erstaunt die Gräfin.

— Du siehst mich gleich wieder.

Sie ging rasch in die Küche.

— Wie wird das enden! dachte Ida. Diese Alte kommt mir je unheimlicher vor, je länger ich mit ihr verkehre. Es liegt eine Härte und eine Zurückhaltung in ihrem Wesen, die nicht das beste Zeugniß von ihrem Charakter ablegen. Wenn Traugott Recht hätte, der einfache und brave Mann! Dorothea will sich an Julianen rächen, von der sie sich beleidigt wähnt. Sie verweigert es, mir die Gründe ihres Verfahrens anzugeben ...

Die Wirthschafterin kam zurück.

— Da bin ich! rief sie fast athemlos.

Sie trug einen silbernen Leuchter, auf dessen beiden Armen Kerzen brannten.

— Wohin führst Du mich nun?

Die Alte antwortete nicht. Sie ging den Korridor entlang und stieg die breite Treppe hinan, die zu dem ersten Stocke des Schlosses führte. Ida wußte, daß das Wohnzimmer, von dem man zuvor gesprochen, in dem Erdgeschosse lag.

Es war eisig kalt in den weiten Räumen.

Die Schritte der Frauen, so leise sie auch gingen, veranlaßten ein klingendes Geräusch, das unheimlich

durch die Hallen klang. Dorothea zog einen Schlüsselbund aus der Tasche.

— Ida, halte einen Augenblick den Leuchter! bat sie mit zitternder Stimme.

Die Gräfin erfüllte diese Bitte.

— Leuchte höher, mein Kind.

Es geschah.

Dorothea suchte unter den Schlüsseln.

— Ah, dieser ist's!

— Dies ist doch Dein Zimmer nicht, Dorothea.

— Nein!

— Warum führst Du mich hierher? fragte die vor Kälte und Angst zitternde Gräfin.

— Du wirst es gleich erfahren, mein liebes Kind! Zage nicht, vertraue Deiner Mutter, die nach Deinem Glücke strebt. O, die schlechten Menschen, sie wollen meiner Tochter das väterliche Erbe rauben ... Wie schwer das Schloß sich handhaben läßt, es ist lange kein Schlüssel darin gewesen ... O, auch der Administrator meidet das Zimmer ...

— Bezeichne es mir näher, Dorothea!

— Du wirst es gleich sehen, mein Kind!

Sie hatte den passenden Schlüssel endlich gefunden. Das Schloß gab kreischend nach, die Thür ging auf. Ein dumpfer, eisig kalter Luftstrom drang aus

dem geöffneten Raume, so daß die Kerzen des Armleuchters flackerten, den Dorothea mit festem Griffe aus der Hand der Gräfin nahm.

— Jetzt folge mir getrost, mein liebes Kind!

Die Gräfin zögerte.

Dorothea war kühn eingetreten, sie ging festen Schrittes durch das öde Gemach und zog die dunklen Gardinen der beiden Fenster zusammen, wie eine sorgsame Hausfrau, die den Empfang eines lieben Gastes vorbereitet. Als sie sich wandte und die Gräfin erblickte, rief sie laut:

— Fürchtest Du Dich, Ida? Komm' nur, wo ich bin, kannst Du auch sein! Komm', komm'!

Ida überschritt bebend die Schwelle; sie erinnerte sich dieses Gemaches nicht mehr, es war eines von den vielen, die zur Zeit ihres Aufenthaltes im Schlosse unbenutzt geblieben waren. Der helle Schein der Kerzen beleuchtete dunkelrothe Tapeten, schwere dunkle Fenstervorhänge, altmodische aber reiche Möbel, die unordentlich durcheinander standen, und halb zurückgeschlagene Vorhänge eines Alkovens, der sich links in der Wand unter einem großen Gesimse von vergoldetem Holze öffnete. Den Boden bedeckte ein Teppich, der den ganzen Raum ausfüllte. An der Decke hing ein von grauem Flor umwundener Kronleuchter.

Dorothea setzte den Armleuchter auf den nächsten Tisch. Dann schloß sie die Thür und schob den Riegel vor.

— Es ist für alle Fälle! fügte sie hinzu.

— Warum das, warum? fragte ängstlich die Gräfin.

— Der Administrator könnte mit seiner Juliane früher zurückkehren als ich vermuthe, und überraschen lassen will ich mich nicht ... Der boshafte Mann, der Julianen aufgehetzt hat, braucht nicht zu wissen, daß ich Dich in dieses Gemach geführt habe. Du kennst es nicht, mein liebes Kind, darum muß ich Dir sagen ...

Sie unterbrach sich und schöpfte tief Athem. Dann trat sie rasch zu dem Alkoven und schleuderte heftig den Damastvorhang zurück.

— Hier, Ida, rief sie mit schneidender Stimme, ist Dein Vater gestorben!

Die Gräfin erblickte das Bett, das mit einer schwarzen Decke überhangen war. Es glich einer Todtenbahre, auf der sich der verhüllte Sarg befindet. Dorothea stützte sich auf die Lehne eines Stuhls und sah unheimlich lächelnd die junge Dame an, der vor Grauen die Stimme versagte. In dem Gemache war es so still, daß man das Rauschen des scharfen Nord-

Ost-Windes hören konnte, der durch den Schloßhof strich.

Nach einigen Augenblicken regte sich die Wirthschafterin.

— Das habe ich gethan? rief sie, mit zitternder Hand auf das schwarze Bett deutend. Die Decke habe ich genähet und ausgebreitet ... Sie bleibt so lange auf dem Lager, bis es mir zum Sterbebett wird. Dann hüllt man mich hinein und trägt mich hinaus auf den Friedhof des Dorfes ... mein Gebein darf nicht ruhen in der adeligen Gruft, es ist zu schlecht, zu bäuerisch. Was thut's? fügte sie ironisch hinzu. Ob in der stolzen Gruft oder in der kühlen Erde ... die Würmer stellen sich überall ein und zernagen die irdischen Reste des Menschen, er mag adelig oder bäuerisch geboren sein. Das, mein Kind, ist ein Trost für mich, die ich schon im Leben arg gemißhandelt bin.

— Dorothea, rief bebend die Gräfin, wozu dies Alles?

— Wozu, fragst Du, wozu?

— Es bedarf der außerordentlichen Erregung nicht, um die Wahrheit Deiner Ansichten und Behauptungen festzustellen.

— Auch das Herz einer Bäuerin verlangt seine Rechte!

Dorothea zitterte am ganzen Körper als sie diese Worte sprach. Die Gräfin konnte kaum ihr Erstaunen bemeistern, denn so etwas von der schlichten Frau zu hören, hatte sie nicht für möglich gehalten. Es offenbarte sich in diesen Worten nicht nur ein heller Verstand, sondern auch ein tiefes Gemüth.

— Jetzt höre mich an, begann die Alte, die lange nach dem Sterbelager geblickt hatte und nun still ihre Thränen trocknete. Die Welt hält den verstorbenen General für einen Sonderling, für einen Schwachkopf, sogar für einen Wahnsinnigen; und doch ist er nur ein unglücklicher Mensch gewesen, der bei all' seinem Reichthume im großen Elende geschmachtet hat. Nie ist er des Glanzes froh geworden, der ihn umgab ... nie hat er die Freudigkeit der Seele erringen können, die den Genuß irdischer Güter vollständig macht. In jener Zeit, als er mir seine Neigung zuwandte, hat er oft sein Herz mir ausgeschüttet und ich mußte ihm mein innigstes Mitleid schenken ... Die Bäuerin bemitleidete den hochgeborenen Herrn! Er wollte mich zu Ehren bringen, wollte mich heirathen ... Ich sträubte mich, weil ich dem Manne gern meine Ehre opferte, der so gut und

so unglücklich war. Ich entsagte selbst den Mutterfreuden und trennte mich von meinem Kinde ... es sollte ja die bäuerische Abstammung nicht kennen lernen. Der General hatte große Pläne ... sie wurden vereitelt durch Bosheit und Tücke ...

— Verlassen wir diesen Ort! bat Ida.

— Warum, mein Kind?

— Es ist so unheimlich hier.

— Unheimlich? fragte lächelnd die Alte.

— Wir können in Deinem Zimmer die Unterredung fortsetzen, können in Ruhe berathen, was zu thun ist.

Die Alte schüttelte ihr graues Haupt.

— Nein, Ida, nein; hier finde ich Ruhe, und wenn ich mich einmal recht ausweinen will, nachdem ich den Leuten ein freundliches Gesicht zur Schau getragen, schleiche ich mich in dieses Zimmer, das von den Schloßbewohnern gemieden wird. Hier ist meine Kirche, dort ist der Altar ... sie deutete auf das Sterbelager. Heute habe ich die Tochter mit mir genommen, daß sie den Ort kennen lerne, wo der

seinen Geist ausgehaucht. Er muß Dir

mir heilig ist.

ng, Dorothea, wenn ich Dir wider=

— Ich höre ruhig zu; Du sollst Aufklärung über Alles haben.

— Der Administrator bezeichnete mir das Wohnzimmer des Generals als das Sterbegemach ...

— Weil der Mann nicht weiß, was ich weiß.

— Darf ich es erfahren?

Dorothea nickte.

— Ich habe Dich deshalb hierher geführt.

— So erkläre Dich, liebe ...

Sie stockte.

Die Alte zuckte heftig zusammen.

— Du kannst Dich immer noch nicht überwinden, mich „Mutter" zu nennen! sagte sie seufzend. Auch die Aussicht auf den Reichthum giebt Dir den Muth nicht ... Ich will Dir verzeihen, Ida, die Neuigkeit ist Dir zu überraschend gekommen ... Aber es wird mir doch wohl gelingen, Dich zu überzeugen ...

Die Wirthschafterin weinte wieder.

— Beruhige Dich doch, Dorothea!

— Nein, ich kann es nicht.

— Folge mir in Dein Zimmer, Du wirst auf andere Gedanken kommen ...

Dorothea war nicht zu bewegen. Sie trat dem Alkoven näher, betrachtete einige Augenblicke weh-

müthig das schwarze Bett, faltete die Hände und betete, indem sie still die Lippen bewegte.

— Amen! rief sie laut.

Nun trat sie zurück.

— Jetzt will ich Dir das sagen, flüsterte sie, was der Administrator nicht weiß. Der General war in der Nacht gestorben und Morgens verkündete der Doktor Belitz das traurige Ereigniß ... Ich durfte es nicht wagen, mich zu zeigen, da meine verweinten Augen Anlaß zu Bemerkungen gegeben hätten, die ich nicht hören wollte. Der Doktor, der Alles besorgte, ließ den Todten in dieses Zimmer und in diesen Alkoven schaffen, weil der General selbst verordnet hatte, man solle seine Leiche hier sechs Tage stehen lassen und dann erst zur Gruft tragen. Dies erfuhr ich von dem Administrator ...

— Warum gerade in dieses Zimmer?

— Den Grund davon kenne ich nicht. Am zweiten Tage gewann ich es über mich, dieses Zimmer aufzusuchen. Ich hatte ja den General in den letzten vierzehn Tagen vor seinem Tode nicht gesehen. Mit dem Hauptschlüssel, den ich als Wirthschafterin besaß, öffnete ich die Thür. Dort lag der Todte in voller Uniform. Traugott hatte die besten und schönsten Blumen aus seinem Treibhause gebracht und damit

das Zimmer ausgeschmückt. Es sah hier aus wie in einem Orangenhaine. Alles blühte und duftete. Auf dem Haupte des Todten lag ein sehr schöner Kranz, den die alte Gertrud gewunden hatte. Man konnte keinen Schritt gehen, ohne auf Blumen zu treten. Wie betäubt stand ich zwischen den Bäumen und starrte den General an, der mir gar nicht todt zu sein schien. So hatte er immer ausgesehen, wenn er durch den Park ging ... Sein Mund war ein wenig geöffnet, aber seine Augen waren fest zugedrückt und das graue Haar lag schön gekämmt in den Schläfen und an der Stirn. Ich weiß nicht, wie es kam ... Aber mir war, als ob der General gar nicht todt sei. In seinem Gesichte zeigte sich gar keine Veränderung ... Wie anders hatte ich mir den General gedacht, und nun traf ich ihn geschmückt, als ob er zur großen Parade nach der Stadt wollte zu dem Geburtstage des Königs. Ich mußte laut weinen, als ich daran dachte, daß man ihn so zur Gruft tragen würde ... Um doch etwas von ihm zu behalten, wollte ich mir eine Locke von seinem Haare abschneiden ... Muthig trat ich näher und legte die Hand an das Haupt ... Der Todte stieß einen tiefen Seufzer aus ...

— Gott im Himmel! rief Ida.

— Du kannst nicht so erschrecken, mein liebes Kind, als ich erschrak.

— Weiter, weiter!

— Ich sank mit dem Kopfe auf die Brust des Todten, halb ohnmächtig.

— Lebte er noch?

— Mir ward, als ob mein Kopf festgehalten würde.

— Es ist nicht möglich!

— Und zugleich hörte ich meinen Namen rufen, aber schwach, so schwach, als ob es aus weiter Ferne käme. Da war es vorüber mit meinem Schrecken, ich hatte die Stimme des Generals erkannt ... Hastig trat ich zurück ... Der General sah mich mit großen Augen an ... Ich hätte um Hülfe gerufen, wenn ich nicht wie gelähmt gewesen wäre. In den ersten Augenblicken glaubte ich, die ganze Geschichte sei ein Traum ... Aber deutlich hörte ich zum zweiten Male meinen Namen rufen, auch sah ich, daß der General sich aufrichten wollte ... Da sprang ich hinzu und stützte ihm den Kopf ... Ich kann nicht sterben, flüsterte er matt ... Dorothea, kommst Du endlich? Warum meidest Du mich denn? Gott sei Dank, daß ich Dich noch einmal sehe. Dir kann ich es sagen,

Dorothea ... Ich verzeihe unserer Ida, sie soll meine Universalerbin sein.

Die Gräfin warf sich an die Brust der Wirthschafterin.

— Das sagte der General?

— Er sagte noch mehr.

— Was, was noch?

— Daß ein Advokat in der Stadt das giltige Testament aufbewahre.

— Ein Advokat in der Stadt?

— Ja.

— Und wie heißt der Mann?

— Adolf Kurtz.

— Himmel! Dorothea, hast Du genau den Namen gehört?

— Ich habe ihn genau gehört und eine Viertelstunde später in meine Bibel geschrieben.

— Weiter! Ich bitte Dich!

Dorothea antwortete seufzend:

— Weiter habe ich Nichts gehört, denn der Kopf des Generals sank zurück und aus seinem Munde kam Blut. Sein Auge blieb offen, es starrte mich gläsern an. Ich bestürmte ihn mit Fragen, ohne Antwort zu erhalten. Dann ging ich, um den Namen den Advokaten niederzuschreiben ... Später ging ich

wieder zu dem General ... ich traf den Doktor Belitz und den Administrator bei ihm, die beide den armen Mann betrachteten. Da zeigen sich schon die ersten Spuren der Verwesung, sagte der Arzt; wir werden die Uebertragung zur Gruft früher anordnen müssen. Trotzdem ich sah, daß in der kurzen Zeit eine wirkliche Veränderung an dem Generale vorgegangen, bestand ich doch darauf, daß der letzte Wille des Verstorbenen erfüllt werde. Die Beiden fügten sich, als ich drohte, dem Gerichte Anzeige zu machen. Nun ging ich fast stündlich zu dem General, ich rief seinen Namen, berührte sein Haar und hauchte ihm auf die blassen Lippen ... er blieb eine Leiche. Am sechsten Tage fand das Begräbniß statt ... ach, es war traurig, die Domestiken des Schlosses und einige Bauern folgten dem Sarge, der ohne Sang und Klang in die Familiengruft gesetzt ward. Der Prediger hielt eine kurze Rede, sprach den Segen und Alles war vorbei.

— Ich ging in mein Zimmer, weinte und dachte über die Dinge nach. Der General hat nicht sterben können, ohne mir noch das zu sagen, was ich wissen sollte.

Dorothea brachte schluchzend das weiße Tuch an die Augen.

— Und dort will auch ich sterben, rief sie, wenn es möglich ist!

Sie verlor sich für einige Augenblicke in dem Anschauen der verhängnißvollen Lagerstatt, dann zog sie die Vorhänge des Alkovens zusammen, nahm den Leuchter und verließ das Gemach, dessen Thür sie sorgfältig schloß. Ida's hatte sich eine neue Bestürzung bemächtigt ... Adolf Kurtz, derselbe Advokat, der das ärztliche Zeugniß über die Geistesschwäche des Grafen von Hohenbusch gefordert und erhalten hatte, verwahrte auch das giltige Testament des Generals, wonach sie, Ida, die Universalerbin sein sollte. Ob der Advokat nicht einen geheimen Plan verfolgte? Der Umstand erschien ihr um so bedeutungsvoller, je mehr sie darüber nachdachte. Dorothea konnte über die Beziehungen des Generals zu dem Advokaten keine Auskunft geben, da sie den Namen des Letztern zuvor nie gehört hatte.

Als beide Frauen in dem warmen Stübchen waren, suchte die Gräfin die Alte wieder auszuforschen; sie hörte zum ersten Male den Familiennamen der Wirthschafterin, die nur stets Dorothea und in den letzten Jahren von den Bauern „Schloß-Dorte“ genannt wurde. Dieser Name war „Hube“. Ida erfuhr ferner, daß Dorothea auch noch einen

Bruder in der Stadt habe, einen sehr reichen Rentier, der früher Ochsenhändler gewesen und sich von einem armen Bauernburschen zum angesehenen Manne emporgeschwungen. Im Ganzen war sie nicht gut auf ihn zu sprechen, sie nannte ihn einen geizigen und habgierigen Mann, der, obwohl er keine Kinder besitze, Geld zu Gelde scharre, um den Blick an vollen Schränken weiden zu können. Auch sei er zu stolz, um sich mit der dienenden Schwester einzulassen, und so sei es gekommen, daß sie seit langer Zeit in keinem Verkehre mit ihm gestanden habe. Sie schloß seufzend den Bericht:

— Mag Andreas seine Straße ziehen, ich brauche ihn nicht.

Das Gespräch ward durch die Ankunft der Baronin und des Administrators unterbrochen. Ida zog sich in ihr Zimmer zurück, nachdem sie der Wirthschafterin die Versicherung ertheilt hatte, die Umstände zu ihren eigenen Gunsten auszubeuten und sich am Ostertag zur Eröffnung des Testaments einfinden zu wollen. Den Abend sah sie die Baronin nicht mehr, die, Ermüdung vorschützend, das Bett zeitig aufgesucht hatte.

Der nächste Morgen fand die Domestiken bei der gewohnten Hausarbeit und nichts verrieth, daß

eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse sich vorbereitete. Das Frühstück nahmen die Gäste gemeinschaftlich in dem schönen Saale ein. Dorothea zeigte sich im höchsten Grade pflegmatisch, sie äußerte weder Abneigung gegen die Baronin, noch besondere Vorliebe für Ida, die trotz ihres Scharfsinnes das seltsame Wesen der Alten nicht deuten konnte. Der Administrator war der geschmeidige Mann, der keine der beiden Damen zu bevorzugen schien. Dorothea behandelte er zwar nicht stolz, doch aber mit einer Zurückhaltung, die den beobachtenden Frauen nicht entgehen konnte. Die Erbschaft blieb von den Gesprächen ausgeschlossen, man unterhielt sich über Dinge aus der Vergangenheit. Juliane war zwar nicht ausgelassen, aber sie trug doch eine Heiterkeit zur Schau, die auf das Resultat ihrer Unterredung mit dem Doktor Belitz nicht schließen ließ.

— Wann können wir reisen? fragte sie den Administrator, noch ehe das Frühstück zu Ende war.

Der galante Mann verneigte sich.

— Frau Baronin haben nur zu befehlen ...

— Pardon, mir stehen in diesem Schlosse keine Rechte zu.

Georg Forst lächelte wie ein Mann, der sagen will: „Es kommt darauf an“.

Die Baronin fügte hinzu:

— Auch habe ich nicht einseitig zu bestimmen, da, wie ich hoffe, Ida meine Reisegefährtin sein wird.

Die Gräfin antwortete mit der ihr eigenen Milde:

— Wenn Du mich mit Dir nehmen willst.

— Frage nicht so, Ida! Ich freue mich stets, wenn ich Deine Gesellschaft haben kann. Bestimme also die Abreise.

— Gut; ich bitte den Herrn Administrator, den Reisewagen nach einer Stunde vorfahren zu lassen.

Forst zog die Glocke.

Ein Kutscher trat ein.

— Bereite Dich vor, Elias!

— Ist schon Alles bereit, Herr Administrator!

— Du fährst die Damen bis zur nächsten Eisenbahnstation.

— Zu Befehl!

— Nach einer Stunde hälst Du mit dem Wagen an der Schloßtreppe. Nimm vier Pferde, die Wege sind durch den hohen Schnee schlecht geworden. Fahre so schnell als möglich, damit die Damen nicht so lange der starken Kälte ausgesetzt sind.

Die kleine Gesellschaft trennte sich. Die Damen suchten ihre Zimmer auf. Dorothea schien das Alleinsein mit dem Administrator vermeiden zu wollen, denn

sie entfernte sich, ohne ihn zu grüßen, wie sie sonst nie unterlassen hatte. Nach einer Stunde hielt der mit vier Pferden bespannte Reisewagen vor dem Schlosse. Die Wirthschafterin trat rasch in das Zimmer der Gräfin, die bereits ihren Pelz angelegt hatte.

— Ida, sagte sie traurig, sehe ich Dich auch bestimmt wieder?

— Ich wüßte nicht, was mich abhalten könnte.

— So lebe wohl bis zu Ostern! Ach, ich wage es nicht, Dich zu umarmen, meine arbeitgewohnten Hände sind zu rauh.

— Wärst Du auch meine Mutter nicht ...

— Gott weiß, daß ich die Wahrheit spreche!

— Ich küsse Dich doch, gute Dorothea, denn Du verdienst, daß ich Dich wie die Tochter die Mutter liebe.

Dies war der Abschied der Beiden. Am Wege traf Ida die Baronin, die auf Dorothea keine Rücksicht nahm; sie rief dem Inspektor zu: „Auf Wiedersehen!“ und warf sich in die seidenen Polster des Sitzes. Als Ida neben ihr Platz genommen, fuhr der Wagen davon. Die kräftigen und doch leichten Rosse trabten durch den Schnee, daß eine weiße Wolke

aufwirbelte, die, von dem scharfen Winde getragen, den Wagen einhüllte.

— Vortrefflich! dachte der Administrator, als er sein Zimmer erreicht hatte. Jetzt habe ich beobachtet, kann meine Schlüsse ziehen und auf dem geradesten Wege dem Ziele zueilen, das ich erreichen oder untergehen werde!

Dorothea dachte:

— So ist es gut, ich kann nun ruhig dem Verlaufe der Dinge zusehen. Die Tochter des Generals ist gefunden!

## 2.

## Entscheidung.

Abends gegen neuen Uhr trat der Administrator in die Gaststube der grünen Tanne; sein Blick suchte und fand den Professor, der sorglos das Nachtessen einnahm.

— Wie steht es? fragte er flüsternd.

Der Professor nickte lächelnd:

— Ich glaube gut!

— Ist die Krisis vorüber?

— Der Doktor giebt Hoffnung.

— Ah, Belitz war hier?

— Vor einer halben Stunde hat er das Wirthshaus verlassen.

— Ist er aus freiem Antriebe gekommen?

— Nein, der mehr als besorgte Liebhaber, der nun anfängt, mir lästig zu werden, hatte ihn geholt. Immerhin, ich glaube, Elsa bleibt uns erhalten. Sie schläft so fest, daß kein Geräusch sie zu wecken vermag. Was soll geschehen, wenn die Kranke genesen ist?

— Ihr werdet in einem Forsthause wohnen, das einsam mitten im Walde liegt und von dem Verkehre mit der Welt ausgeschlossen ist. Ich habe diesen Nachmittag bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Du reisest mit Elsa ab, wie Du gekommen bist ... allein, zu Fuß, beladen mit Deinen Habseligkeiten. Die Wanderschaft wird nur kurz sein ... Hinter dem Dorfe halte ich mit einem Wagen, der Dich und Elsa zu dem Forsthause bringt. Bezahle Deine Wirthshausrechnung baar, hier ist Geld!

Georg Forst überreichte dem Professor eine Hand voll Silberstücke, die er aus der Tasche geholt hatte. Der Magier lächelte wie ein Satyr.

— Nicht ein Jota Deines Programmes soll unerfüllt bleiben! flüsterte er. Auf diese Weise beseitigen wir den verliebten Wirthssohn und bereiten Elsa auf ihren künftigen Stand vor. Bruder, eine Frage ...

— Nun?

— Das aufgefundene Paket, obgleich ich die einzelnen Knochen verbrannt habe, macht mir Sorgen. Ist es Dir gelungen, einen Anhaltepunkt zu finden ...

Der Administrator flüsterte:

— Mir scheint, das Geheimniß steckt zwischen unserem Verstorbenen Vater und der Schloß-Dorte, die freilich nichts verrathen wird. Kümmern wir uns

weiter nicht darum, es werden alle Forschungen vergebens sein.

Nach einer halben Stunde trennten sich die Brüder. Der Professor suchte die schräge Kammer auf und der Administrator ging nach dem Schlosse. Am folgenden Morgen schlich Heinrich zu der Thür des Krankenzimmers; nachdem er einige Augenblicke gelauscht hatte, klopfte er leise, ganz leise. Die Wärterin öffnete.

— Treten Sie nur ein, sagte die alte Bäuerin.

Der junge Mann starrte das Weib an.

— Ich soll ohne weiteres eintreten?

— Wenn Sie wollen, ja!

Die Worte: „Störe ich denn die Kranke nicht?“ wollten ihm kaum über die Lippen.

— Bei meiner armen Seele, fuhr die Alte fort, ich weiß nicht, was ich denken soll. Die Fremde liegt seit gestern Abend ganz regungslos ... Ob sie nur schläft oder nicht ... Gott mag es wissen ... Diese Elsa ist entweder ein Wundermädchen, wie die Bauern behaupten, oder sie ist ...

— Was ist sie denn? flüsterte athemlos der Liebhaber.

— Todt! war die Antwort.

Der Verwalter ward leichenblaß; er mußte sich an der Thür halten, um nicht zusammenzubrechen.

— Mein Gott, mein Gott! hauchte er kaum hörbar.

— Kommen Sie doch herein, das Zimmer wird sonst zu kalt. Ueberzeugen Sie sich selbst, ich weiß nicht, was ich aus dem Zustande des Mädchens machen soll. Habe ich doch schon bei manchem kranken Menschen im Dorfe gewacht, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen.

Heinrich überschritt schwankend die Schwelle.

— Da sehen Sie! meinte die Wärterin, die sich durchaus keine Mühe gab leise zu sprechen und die Kranke schon wie eine Todte behandelte ... Wie sie jetzt liegt, liegt sie seit gestern Abend; nicht ein Glied an ihr hat gezuckt, nicht die leiseste Bewegung ist vorgekommen, sie hat weder Wasser noch Medizin verlangt, wie sie doch sonst oft in der Nacht gethan ... Von Athemholen ist keine Spur mehr da ... Aber ich habe es mir gleich gedacht, daß es so kommen würde. Diese Nacht, als ich dort neben dem Ofen saß und strickte, da raschelte es am Fenster ... Ich kenne dieses Rascheln schon ... Und richtig, gleich darauf schrie das Leichhuhn, es mochte um halb zwei Uhr in der Nacht sein ... da nahm ich den Schirm

von der Lampe ... Lieber Gott, die Kranke sah so freundlich aus wie jetzt, aber auch so blaß! Das Leichhuhn flog davon und es war Alles still. Ja, das gespensterhafte Thier hat das Leben mit sich genommen. Ich betete ein Vaterunser und warf der Todten das Betttuch über ... darauf schlief ich ein. Diesen Morgen lag das Betttuch am Boden ... Elsa hatte sich nicht geregt, sie lag genau noch wie Abends zuvor und Athmen holen hörte ich sie auch nicht. Es sollte also nicht sein, daß ich sie einhüllte. So etwas ist mir noch nicht vorgekommen, obgleich ich schon lange Krankenwärterin bin. Und todt muß die Fremde sein, denn das Leichhuhn hat ihre Seele abgeholt.

Der arme Verwalter war keines Wortes, keiner Bewegung fähig. Der Bericht der Wärterin machte ihm das Blut erstarren, ihm war als ob ein Donnerschlag ihn niedergeschmettert hätte. Schwankend trat er einige Schritte näher, um den Blick auf das Bett senden zu können. Da lag Elsa regungslos, die zarten Händchen auf der Brust gekreuzt. Ihr Auge war nur geschlossen, nicht gebrochen. Durch die halb geöffneten zarten Lippen sah man die kleinen schneeweißen Zähne, die einer Schnur glänzender Perlen glichen. Das Gesichtchen, zwar mattweiß wie Ala-

bafter, trug doch jene starre unheimliche Blässe nicht, die den eingetretenen Tod bedeutet. Die feinen Aederchen in den Schläfen und an der Stirn schimmerten bläulich durch die überaus zarte Haut, und der Mund machte den Eindruck, als ob ein nicht bemerkbarer Athem ein- und ausginge. Das reiche blonde Haar lag wirr auf Schultern und Busen.

Der junge Mann konnte nicht weinen; der übergroße Schmerz raubte ihm die klare Besinnung.

— Lieber Herr Stein, sagte die Wärterin, bleiben Sie bei der Leiche, ich werde das Lämpchen besorgen, das bis zum Begräbnisse neben dem Bette brennen muß. Wir wollen Nichts versäumen, um der armen Seele die Aufnahme in den Himmel zu erleichtern.

Die Bäuerin entfernte sich.

— Gott, mein Gott! stammelte Heinrich.

Er betastete seine Stirn, als ob er sich von der Wirklichkeit überzeugen wollte.

— Peinigt mich denn ein böser Traum?

Zitternd berührte er die Hände Elsa's.

— Kalt, eiskalt! stammelte er.

Thränen entströmten seinen Augen.

— So jung noch mußte sie sterben! Ach, und wie eifrig habe ich zu Gott gebetet, daß er ihr das

Leben erhalten möge. Wie gräßlich habe ich gelitten, was Alles habe ich aufgeboten, um Rettung zu schaffen ...

Er warf sich neben dem Bette nieder und legte die brennende Stirn auf die Decke.

— Verzeihe mir Gott, was ich zu thun gedenke! schluchzte er laut. Ich kann ohne Elsa nicht leben, ich will auch nicht!

Nach einer Minute hob Heinrich das Haupt empor und starrte die Todte an.

— Es bleibt bei meinem Vorsatze! flüsterte er. Elsa soll feierlich beerdigt werden ... Ich sorge dafür, ich! Die Bauern sind kalt und sorglos, sie kümmern sich um die Fremde nicht, sie verachten die Arme wohl gar und halten sie für ein Wundermädchen ... Elsa, Du hast eine traurige Jugend gehabt, und jetzt, da Dein Loos sich günstig zu gestalten beginnt, mußt Du sterben.

Die Verzweiflung erpreßte ihm die Worte:

— Es giebt keine Gerechtigkeit, die Natur waltet starr nach ewigen Gesetzen, die weder Bitten noch Flehen zu ändern vermögen. Was ist es denn, wenn man mich um einige Jahre früher in das Grab senkt? Ohne Elsa kann ich das Leben nicht ertragen ...

Der junge Mann faßte krampfhaft das Leinentuch des Bettes.

In diesem Augenblicke trat die Wärterin ein; sie trug ein schwach brennendes Lämpchen, das sie auf den Tisch setzte.

— So, nun habe ich meine Pflicht gethan! murmelte sie vor sich hin. Beten Sie mit mir ein Vaterunser!

Die Bäuerin betete halb laut.

— Amen! flüsterte Heinrich.

Dann erhob er sich.

— Noch muß ich warten, bis der Herr Doktor hier gewesen ist.

— Warten?

— Ja, lieber Herr Stein.

— Womit?

— Ich sollte der Fremden die Augen zudrücken ... Der Herr Doktor mag es selbst thun, obgleich ich dies eben so gut verstehe als er ... S' ist recht schade um das hübsche junge Blut ... Ja, heute roth, morgen todt. Die Decke darf ich nicht ausbreiten, das duldet die Todte nicht ... Sie müssen wissen, daß die Leichen auch ihren Willen haben, der befolgt sein muß, wenn man sich ihrer Rache nicht aussetzen will. Da könnte ich Ihnen kuriose Dinge erzählen,

die ich erlebt habe. Mit dem seligen General von Hornau war es eben so ... Der konnte nicht recht sterben, weil er noch etwas auf dem Herzen hatte. Ich mußte ihm die Uniform anziehen, nachdem ich ihn gewaschen hatte ... Das war ein schweres Stück Arbeit ... Der alte Herr wehrte sich wie er konnte ... Unser Eins merkt so etwas, wir sind an den Umgang mit den Todten gewöhnt, das mögen Sie mir glauben. Der alte Doktor lacht und spottet darüber; aber nur Geduld, der Glaube wird ihm schon in die Hand gethan werden.

In dem Hofe ließ sich Schellengeläute vernehmen.

Die Wärterin eilte an das Fenster.

— Der Herr Doktor kommt! rief sie. Es ist gut, wir können gleich Alles in Ordnung bringen, ich möchte gern fort, habe meinen Mann und meine Kinder lange nicht gesehen.

Einige Minute später trat der alte Arzt ein.

— Die Lampe brennt! murmelte er.

— Ja, Herr Doktor, es ist vorbei!

Der junge Verwalter saß wie betäubt auf einem Stuhle, die Worte, die zwischen den Beiden gewechselt wurden, erklangen ihm wie aus weiter Ferne. Belitz hatte ihn noch nicht bemerkt; er trat zu dem Bette und ergriff die Händc Elsa's.

— Es ist gekommen, murmelte er, wie ich gefürchtet habe. Der Typhus tritt in diesem Winter sehr bösartig auf. Die Constitution des Mädchens war sehr schwach, sie konnte keinen Widerstand leisten ...

Er bog die Armgelenke hin und her.

— Hm, hm! murmelte er.

— Was ist denn, Herr Doktor?

— Der Tod muß diese Nacht schon eingetreten sein.

— Gleich nach ein Uhr.

Die Wärterin erzählte, was sie dem Verwalter bereits erzählt hatte.

— Tollheit! murmelte Belitz. Hier ist der Tod entschieden eingetreten, die Decke ist aus einer anderen sehr natürlichen Ursache zu Boden gefallen.

Er betrachtete lange das todte Mädchen. Bald betastete er die Stirn, bald die Schläfe, dann wieder bog er die Armgelenke und prüfte den Puls.

— Es ist vorbei! sagte er kalt. Ich werde den Todtenschein schreiben ... Ihr, Alte, mögt dann Eure Schuldigkeit thun und die Waschung vornehmen ... Die Leiche soll diesen Vormittag noch in das Leichenhaus auf dem Friedhofe geschafft werden. Macht dem Gemeindetodtengräber die Anzeige ...

Der Professor John Klarke trat hastig ein.

— Ist es denn wahr? rief er.

Belitz deutete auf die Leiche.

— Ich habe es vorhergesagt; an Rettung war nicht zu denken. Gönnt dem armen Kinde die ewige Ruhe, ihr Leben auf der Erde ist ja doch nur ein klägliches gewesen.

John hatte die Arme gekreuzt und starrte die Leiche an.

— Elsa, fahre wohl! flüsterte er bewegt. Es sollte nicht sein ... Der Tod hat Dich zu früh hinweggerafft! O, diese jammervolle Welt, sie ist nicht einer Klage werth, wenn sie verloren geht.

Er küßte die blasse Hand des Mädchens.

Jetzt erblickte er den jungen Verwalter, der, ein Bild des tiefsten Schmerzes, immer noch regungslos auf seinem Stuhle saß.

— Ich wollte, daß ich Ihnen helfen könnte! rief er mit Bitterkeit. Angesichts des Todes hört meine Magie auf.

Nun brach er in Lachen aus.

— Meine arme Elsa, ich könnte Dich beneiden! Ihnen, Herr Doktor muß ich sagen, daß Sie ein großer Heilkünstler sind, ein Mann, der es versteht, die Krankheiten zu erkennen.

Der Arzt, der am Bette saß, hörte nicht auf ihn, er schrieb ruhig den Todtenzettel, gab dem Leichenweibe das Papier und wollte sich entfernen. Heinrich Stein vertrat ihm den Weg.

— Herr Doktor, rief er in gräßlicher Erregung, Miß Elsa wird nicht fortgeschafft! Niemand hat ihr dieses Zimmer verweigert ... sie bleibt hier bis zum Begräbnißtage!

Die großen Augen des Alten blitzten.

— O, mein junger Freund, was fällt Ihnen ein? Vergessen Sie nicht, daß ich der Kreisarzt bin, der die Sanitätspolizei ausübt. Todte, die am Typhus gestorben, sind so rasch als möglich zu beseitigen.

— Ich dulde es nicht, sparen Sie die Mühe. Den will ich sehen, der in unserem Hause Gewalt verübt. Was sonst nöthig, werde ich besorgen ...

Der junge Mann zitterte so heftig, daß er nicht weiter reden konnte.

— Heinrich, murmelte der Arzt, Sie wissen, daß ich Sie schätze, und daß ich nicht nur der Arzt, sondern auch der Freund Ihrer Eltern bin ...

— Miß Elsa bleibt hier!

Der Verwalter taumelte zu dem Bette und ließ sich auf der Pfoste desselben nieder. In seinen bleichen Zügen sprach sich eine düstere Entschlossenheit aus.

— Laßt ihn, sagte Belitz, er wird sich schon eines Besseren besinnen.

Dann ging er.

Nach einigen Minuten sagte der Professor:

— Kommen Sie, mein lieber Freund!

Heinrich blickte düster empor.

— Wohin? fragte er mit ungewisser Stimme.

— Hier ist Ihres Bleibens nicht.

Auch John Klarke weinte, als er seine Hand auf das Haupt des jungen Mannes legte.

— Wir müssen uns ja doch einmal von dem trennen, was wir lieb haben, fügte er bewegt hinzu. Ich verliere die Tochter ...

— Und ich verliere Alles, Alles! rief Heinrich, dessen Schmerz sich jetzt in Thränen auflöste. Warum sind Sie in unser Haus gekommen? Wären Sie doch vorübergegangen, hätte Sie die grüne Tanne nie betreten!

Er ließ schlaff die Hände herabsinken und weinte. Durch den Flor der Thränen betrachtete er die todte Geliebte, deren feine bleiche Züge zu lächeln schienen.

— Sie haben wohl Recht! murmelte John. Aber legen Sie es mir nicht zur Last ... Wir armen Menschen müssen die Straßen ziehen, die eine höhere Gewalt uns bezeichnet. Fragen wir nach dem Grunde

alles dessen, was geschieht, so erhalten wir Antworten wie Kinder, die noch unreifen Verstandes sind.

Der Amerikaner machte wiederholt fruchtlose Anstrengungen, den jungen Mann von der Leiche zu entfernen.

— Bleiben Sie, wenn es Sie trösten kann, sagte er endlich; ich werde mit Ihren Eltern mich berathen!

Er verließ das Sterbezimmer.

Die Wärterin bot Alles auf, den verzweifelten Liebhaber zu entfernen; Heinrich blieb regungslos, er hörte nicht auf ihre Worte, sein trüber Blick haftete auf Elsa, in deren Zügen immer noch keine Veränderung vorgegangen, obgleich wiederum eine Stunde verflossen war. Da kam Frau Stein; ihre verweinten Augen verriethen den Antheil, den sie an dem traurigen Ereignisse nahm.

— Mutter, rief der Sohn, ich bin elend und unglücklich! Das Leben ist mir Nichts mehr ohne Elsa! Gebe Gott, daß ich den Verstand nicht verliere!

Frau Stein bebte heftig zusammen.

— Sohn führe nicht so gotteslästerliche Reden, Du machst Dich einer schweren Sünde schuldig! Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein

Wille . . . Bedenke das und füge Dich, wie es einem guten Christen geziemt.

Der Sohn schüttelte schmerzlich das bleiche Haupt.

— Ich habe schon Alles bedacht, Mutter! entgegnete er, die Hand ausstreckend. Warum mußte denn Elsa kommen, wenn ich sie nicht behalten sollte?

— Hadere nicht mit dem Himmel! rief die Mutter. Sind Deine Eltern nicht noch da? Denkst Du an uns nicht, die wir Dich so lieb haben? Du bist unser einziges Kind noch, die Tochter haben wir verloren . . . Du lieber Gott, daß es so kommen mußte!

Die arme Frau weinte heiße Thränen in die Schürze, die sie vor die Augen hielt.

— Sei doch nicht so verblendet, fuhr sie schluchzend fort; hast ja die Fremde kaum gekannt und weißt nicht einmal, wer sie eigentlich ist.

— Mutter, rief der Sohn, ich habe Elsa genug gekannt, um sie lieb zu gewinnen! Und wenn sie die Tochter des elendesten Bettlers wäre, wenn ich sie arm und verlassen auf der Straße gefunden hätte, ich würde sie haben achten und lieben müssen. Dir ist es entgangen, wie unglücklich, aber auch wie edel sie war.

— Ich verachte sie ja nicht, mein lieber Sohn; Du hast ja gesehen, daß ich Alles gethan habe, um

die Kranke zu trösten und zu pflegen ... Wir hätten sie auch wohl als Schwiegertochter aufgenommen ... Lohne uns doch den guten Willen nicht durch Undank. Du bist unser Einziges, unser Alles ... Nur für Dich arbeiten und sparen wir, für Dich sorgt der Vater Tag und Nacht ... Da sitzt er unten in der Stube und grämt sich über Dein Gebahren ... Gehe zu ihm, sage, daß Du ein Mann sein willst ... Du wirst die Fremde schon vergessen, wirst wieder ein heiterer Mensch werden ... Lieber Himmel, wie Du aussiehst, Heinrich! Es ist ja zum Gotterbarmen ... Gelten Deine Eltern Dir nichts mehr? Willst Du uns die alten Tage durch Kummer verbittern? Das haben wir doch nicht um Dich verdient, der Du verständig genug bist, dies einzusehen.

Heinrich umschlang in leidenschaftlicher Erregung die weinende Frau.

— Mutter, ich bin wahrlich nicht undankbar, ich erkenne Alles an, was die Eltern für mich gethan haben; aber wenn Du wüßtest, was ich leiden muß, Du würdest mich bedauern!

— Folge mir zu dem Vater!

— Laß mich bei ihr bleiben! bat er mit zitternder Stimme.

— Kannst später wieder zu ihr gehen.

— Die Leute sind kalt und sorglos, Mutter; ich muß über Elsa wachen ...

— Der liebe Gott wacht über die Todten, die er zu sich berufen hat.

Sie zog ihn gewaltsam mit sich fort.

Die Mutter führte den Sohn wie einen Kranken, der ohne Stütze nicht gehen kann. So gelangten Beide auf die Hausflur, über die hinweg ein kalter Wind strich.

— Mutter, flüsterte Heinrich, laß mich noch einige Augenblicke.

— Was willst Du thun, armer Sohn?

— In unserem Garten neben dem Bienenhause steht Immergrün; ich will einen Kranz flechten für die Todte, die einsam in ihrem Zimmer liegt ...

— Kannst es immer noch thun!

— Nein, der erste Schmuck soll von meiner Hand kommen; ich will zeigen, daß sie nicht verlassen in die Erde gebettet werde, wie sie arm und verlassen durch das Leben gegangen ist.

Er eilte durch die offene Thür in den Garten.

— Ach, wie traurig! murmelte die Mutter. Er muß sie doch recht lieb haben, der arme Heinrich, da er der Verzweiflung nahe ist. Es war auch ein recht gutes und schönes Mädchen!

Frau Stein ging zu dem Gatten, um mit ihm zu berathen.

— Nun ja, meinte er, es ist nur für den Augenblick, die Traurigkeit wird sich bald legen. Unser Sohn wird ein anderes Mädchen kennen lernen und heirathen, wie sich das von selbst versteht, meinte der phlegmatische Wirth, der das Glück der Ehe nach den Thalern abwog, die dem Gatten zur Verfügung standen. Aus einer Ehe mit der Taschenspielerin hätte doch Nichts werden können. Der Professor ist schön in der Flucht; er hat wie ein Wahnsinniger das Haus verlassen ...

— Was kümmert uns der Professor? klagte die Frau.

— Du hast Recht, er wird seine Reise fortsetzen, wenn er die Tochter begraben hat ...

— Wir haben für den armen Sohn zu sorgen, der kaum noch weiß, was er thut und spricht.

— Weine nicht, Elisabeth, um den Heinrich ist mir nicht bange.

— Du solltest ihn nur sehen, Gottlieb!

— Kann mir es schon denken.

— Ich glaube, er redet schon irre.

Nun erschrak der Wirth.

— Frau, was sagst Du da?

— Jetzt windet er einen Kranz im Garten, um ihn der Todten aufzusetzen.

Frau Stein ging weinend in ihre Kammer.

Der Wirth schob seine Mütze auf das Ohr und murmelte:

— Eine verwünschte Geschichte! Fast möchte ich es gut heißen, daß die Taschenspielerin gestorben ist. Sie hat meinem Jungen richtig den Kopf verdreht und er würde sie auch geheirathet haben, wenn sie am Leben geblieben wäre. Belitz will heute die Leiche noch fortschaffen lassen; meinetwegen, ich habe Nichts dagegen ... Dann bin ich den Professor ebenfalls los, der mir vom ersten Augenblicke an verdächtig vorkam.

Heinrich ging sinnend durch den Hauptweg des winterlichen Gartens. Bald erreichte er das Bienenhaus, das eine dichte Strohdecke vor der Kälte schützte. Auf dem Platze vor demselben stand ein Apfelbaum, dessen Stamm dicht von Epheu umwunden war. Die dunkelgrünen Blätter schimmerten verstohlen durch die Eiskruste, die der Reif gebildet hatte. Der junge Landwirth brach den ersten Zweig, den er erreichen konnte und bog ihn zu einem Kranze zusammen.

— So ist's gut! murmelte er. Später gehe ich

zu dem Schloßgärtner, er giebt mir gewiß gern einen Myrthenstrauß für meine Braut.

Bitter lächelnd betrachtete er den Epheu.

— Meine Braut! wiederholte er. Ich darf sie wohl so nennen, da Elsa mich lieb gehabt hat. Ach Gott, nun ist sie todt ... sie soll eingescharrt werden in die kalte harte Erde, die bald vom Schnee bedeckt sein wird.

Von dem Thurme der Dorfkirche herab erklang die Glocke.

— Was ist das? Schon ihr Grabgeläute?

Er lauschte auf die Töne, die hell durch den kalten Morgen drangen.

— Nein, es ist zehn Uhr! Ach, für die arme Elsa bestellt Niemand die Todtenglocke, die bei dem Tode der reichen Bauern geläutet wird. Aber ich gehe, um sie zu bestellen ... Das Dorf soll wissen, daß ein gutes Kind gestorben ist. O, meine Braut ist es schon werth, daß ihretwegen eine Stunde geläutet wird. Zuvor jedoch will ich ihr den Kranz aufsetzen, daß sie nicht so arm und verlassen aussieht.

Heinrich ging nach dem Hause zurück.

Bald stand er an der Thür des Sterbezimmers. Ein heftiger Frost durchbebte seinen Körper, als er die Thür öffnete und leise die Schwelle überschritt.

Das Zimmer war leer. Auf dem Tische brannte das Lämpchen, das die Wärterin, treu der Sitte jener Gegend, angezündet hatte.

— Ich bin allein mit ihr! dachte der junge Mann.

Er näherte sich dem Bette.

Elsa lag noch, wie zuvor, in starrer Regungslosigkeit.

— Engel, mein lieber Engel! flüsterte weinend der junge Mann, indem er neben dem Bette auf die Knie sank. Deine Seele ist im Himmel ... Warte nur, ich sehe Dich dort oben wieder, wo uns kein Tod mehr trennen wird.

Ein Thränenstrom rann auf die Blätter des Kranzes, den der Verzweifelnde in den zitternden Händen hielt.

— Elsa, Du hast Dich nicht von mir getrennt, fuhr er im Selbstgespräche fort; Du bist mir nur vorangegangen. Und darum muß ich Dir folgen ...

Er drückte den Kranz ihr auf das volle Haar, das wie eine Fluth die Schultern bedeckte. Heinrich mußte laut weinen, denn Elsa sah wunderbar schön aus in dem einfachen Kranze.

— Ach, wenn Du doch lebtest! rief er verzweiflungsvoll.

Nun nahm er die Hand und bedeckte sie mit Küssen!

— Du bist meine Braut, rief er schaudernd, ich darf auch Deine Lippen berühren!

Er neigte sich und legte sanft seinen Mund auf den ihrigen.

— Das war der erste Kuß! flüsterte er seufzend. Ich habe ihn der Leiche meiner Braut gestohlen ... Gott mag mir die Sünde verzeihen, wenn ich eine Sünde begangen habe! Elsa, Du hättest mich unaussprechlich glücklich machen können, und ich würde Dir ein so treuer Lebensgefährte gewesen sein, daß Du das Elend Deiner Jugend bald vergessen haben solltest! Der Himmel hat es anders gewollt ... Ach, Elsa, lebtest Du noch! Heute noch will man Dich in das Leichenhaus tragen ... Immerhin, ich wende Nichts dagegen ein ... Ob ich hier oder dort klage ... Ich bleibe bei Dir ... Dein frisches Grab soll auch das meine sein!

Leise zog er sich zurück, um die reizende Braut zu betrachten.

— Mein Gott, mein Gott! rief er auffahrend.

Er glaubte bemerkt zu haben, daß Elsa die linke Hand regte.

— Elsa! rief er mit durchdringender Stimme.

Starren Blickes betrachtete er die Leiche, die regungslos vor ihm lag.

— Elsa, Elsa! wiederholte er laut.

Alles blieb still.

— Nein, es war Täuschung, mein Blick ist durch Thränen getrübt!

Beide Hände auf das Bett gestützt lauschte er fort.

Jetzt zuckten leise, ganz leise die farblosen Lippen Elsa's.

— Herr Gott im Himmel, schütze mich vor Wahnsinn!

Die Hand des jungen Mädchen bewegte sich langsam dem Herzen zu.

Diesmal war es keine Täuschung, Heinrich hatte zu deutlich gesehen und jetzt noch unterschied er, daß die Hand auf dem Busen lag. Er sank auf die Knie und betete laut:

— Rette, rette, lieber Gott, ich will Dir dankbar sein, so lange ich lebe!

Mit weit geöffneten Augen starrte er das Mädchen an.

Ihre Lippen zuckten, als ob sie sprechen wollte oder Schmerz empfände. Unter den geschlossenen

Augenlidern quollen Thränen hervor, die wie Thautropfen auf der weißen zarten Wange perlten.

— Heinrich! flüsterte eine zarte matte Stimme.

— Elsa! rief der junge Mann.

Er neigte sich über sie.

— Ich lebe! hauchte sie mit übermenschlicher Anstrengung.

— Heiliger Gott, im Himmel!

Er umschlang sie und richtete ihr Haupt empor.

— Elsa, Elsa! Darf ich denn glauben, was ich sehe? Der furchtbare Tod hält Sie nicht fest ... Gott, wenn es Täuschung wäre, wenn der Schmerz mir die Sinne verwirrt hätte ... Nein, ich sehe in Ihr offenes Auge, höre, daß Sie athmen ...

— Ich lebe, Gott sei Dank! Aber ich friere und die Gestalten erscheinen ungewiß vor meinen Blicken ... Ich bin matt, mich dürstet ... Reichen Sie mir einen Tropfen Wasser!

Heinrich holte die Karaffe und mischte Wasser unter den Wein, den er der Kranken reichte. Sie trank in einem langen Zuge.

— Tausend Dank! stüsterte sie. Das hat mir wohlgethan.

Er ordnete die Kissen, daß ihr Kopf hoch lag.

— Ach, erwärmen Sie sich, Miß Elsa! Nun werde ich das Feuer im Ofen anschüren!

Es geschah; eine Minute später flackerte die Flamme hell auf. Als er zurückkam, lächelte ihm Elsa freundlich entgegen.

— Sie sind mein Retter! flüsterte sie. Ich habe Alles gehört, was in meiner Nähe gesprochen wurde ... Heinrich, verlassen Sie mich nicht ... Der böse Arzt will mich fortschaffen lassen ...

Heinrich rief entschlossen:

— Ich weiche nicht von Ihrer Seite und den vernichte ich, der es wagt ... Sie stehen unter meinem Schutze, ich vertheidige Sie, ich sorge für Sie ...

Die Mattigkeit war noch zu groß; Elsa mußte die Augen schließen.

Der junge Mann stieß einen Schrei aus und hob bittend die Hände zum Himmel empor.

— Es ist Nichts! flüsterte Elsa, ohne die Augen zu öffnen. Ich bedarf einer kurzen Ruhe, um mich zu erholen ... Mir ist leicht, ganz leicht ... Schmerz empfinde ich nicht mehr ...

Ihre Worte wurden unverständlich, die Lippen bewegten sich noch leise, dann schwieg sie. An der Bewegung des Busens ließ sich erkennen, daß sie athmete. Wie anders war auch die Farbe des Ge-

sichts geworden ... man erkannte, daß unter der zarten Haut das Leben pulsirte, und daß die feinen Lippen einen Anflug von Röthe erhalten hatten. Dies Alles gewahrten die scharfen Blicke des Liebenden, der angstvoll die Kranke beobachtete; er begriff auch, daß sie der Ruhe bedurfte und daß Erregung schaden konnte. Leise ordnete er die wärmende Decke über der Kranken, die wie ein lächelnder Engel in den Kissen lag. Der Epheukranz, den die Hand des verzweifelnden Liebenden geflochten, schmückte immer noch ihr Haupt.

Die Wärterin trat ein.

— Es ist Alles besorgt! sagte sie ernst.

— Still, still, reden Sie kein Wort!

— Warum denn? fragte die Alte, die den Verwalter argwöhnend betrachtete.

— Miß Elsa schläft!

— Ja, den ewigen Schlaf, aus dem sie nie wieder erwacht, und wenn wir noch so laut mit einander reden. Sie brauchen sich keinen Zwang anzuthun, Herr Stein; hier ist Alles vergebens. Gehen Sie nur zu Ihrer Mutter ...

— Nein!

— Die arme Frau grämt sich zu Tode.

Heinrich erklärte leise, aber mit furchtbarer Entschlossenheit:

— Ich habe hier zu gebieten! Gehen Sie, Frau, gehen Sie ... Und wenn der Doktor Belitz wiederkommt, werde ich ihm sagen, daß er ein elender Pfuscher ist, der mehr schadet als nützt.

Die Wärterin war ängstlich geworden.

— Sagen Sie dem Herrn Doktor was Sie wollen, mir gilt das gleich; aber hindern sie mich nicht, meine Pflicht zu thun. Sie wissen, daß ich auch die Leichenfrau der Gemeinde bin und einen Eid abgelegt habe, ordentlich zu handeln ...

— Es giebt für Sie nichts zu thun!

— Er ist seines Verstandes nicht mächtig! dachte die Frau. Wenn ich ihn nur aus dem Zimmer bringen könnte ... Wie unheimlich seine Augen glänzen ... Und da hat er der Leiche einen Kranz aufgesetzt ... Vater Stein muß mir zu Hilfe kommen, ich allein werde mit dem Verrückten nicht fertig.

Der Verwalter hatte Holz in den Ofen geworfen.

— Was wollen Sie noch? fragte er wie beleidigt.

— Was ich will?

— Ich habe Ihnen gesagt, daß Ihr Geschäft hier zu Ende ist.

— So glauben Sie, Herr Stein.

— Ah, Sie wollen Geld haben für Ihr Wachen; kommen Sie morgen oder übermorgen, ich werde Alles bezahlen.

— Lieber Herr Stein ...

— Ich will nichts mehr hören.

— Draußen steht der Sarg, auch ist der Todtengräber da mit seinem Wagen ...

Elsa stieß einen durchdringenden Schrei aus.

— Heiliger Gott! rief die Wärterin.

— Gehen Sie, gehen Sie! rief der Oekonom, der schon in leidenschaftliche Aufregung gerathen war.

— Ich habe es immer gesagt: es ist nicht richtig. Da ist auch die Lampe ausgegangen, die von Anfang an nicht brennen wollte.

Sie war dem Bette näher getreten.

— Freilich, das Fräulein hat ja die Augen weit offen, und die Hände liegen anders als sonst ... Ich habe es mir gleich gedacht ... Nicht wahr, Sie haben nur im Starrkrampfe gelegen, der bis zu einer gewissen Zeit angehalten hat ... Ja, ich kenne das, es kommt zuweilen vor ... Wenn nur der Doktor nicht gleich gesagt hätte, daß es aus wäre ...

Nun kommen Sie durch, meine liebe Mamsell, die Krankheit ist gehoben und Sie werden noch lange Jahre leben . . . das versichere ich Ihnen. Mich freut nur, daß ich Recht gehabt habe.

Sie eilte hinaus auf den Korridor, wo man sie Befehle ertheilen hörte. Dann ließ sich ein dumpfes Geräusch hören . . . die Träger schafften den Sarg fort.

— Elsa's Sarg! dachte Heinrich, der sich kaum noch aufrecht erhalten konnte.

Das gräßliche Geräusch ward schwächer bis es verschwand.

Die Kranke hatte betend ihre Händchen gefaltet.

— Erhalte mir das Leben, lieber Gott, es ist für den nöthig, dem ich nächst Dir den höchsten Dank auf dieser Welt schulde. Und ich werde dankbar sein, mein Herz treibt mich dazu an.

Sie erkannte an dem bleichen Aussehen des jungen Mannes, wie schweres Leid er ertragen hatte. Jetzt glüheten seine Augen und seine Hände zitterten bei jeder Bewegung, die er ausführte. Als sie das wirre Haar aus der Stirn entfernen wollte, berührte sie den Kranz.

— Was ist das? fragte sie überrascht. Ein Kranz . . . die frischen Blätter . . . mein Todtenkranz!

Elsa begann heftig zu weinen.

— Beruhigen Sie sich doch! bat er ängstlich. Sie sind kaum der Gefahr entronnen und schon beschwören Sie eine neue herauf ... Elsa, lassen Sie mich nur aussprechen ... Aber ich könnte Sie von Neuem erregen, und das möchte ich vermeiden ...

— Welch' ein gräßlicher Gedanke! rief sie leise. Man hat mich schon für das Grab geschmückt ... Und der Vater steht nicht an meinem Bette, der herzlose Mann! Er überläßt mich meinem Schicksale!

Heinrich neigte sich zu ihr.

— Ich war da, ich war immer da! Sie sind nicht allein und verlassen, wie auch der Professor handeln möge!

Sie konnte sich nicht beruhigen.

— Elsa! rief er überwältigt.

— Sie sind so herzensgut, mein lieber Freund! Ich errathe schon ...

— Was? Was?

— Der Kranz kommt von Ihnen.

— Ich will es eingestehen, Miß Elsa.

— In der höchsten Noth zeigen sich die wahren Freunde, die falschen fliehen ... Ach, Sie haben mir den letzten Liebesdienst erweisen wollen ... Ich sollte nicht wie eine Bettlerin in die Erde verscharrt werden ...

Er nahm ihre Hand und küßte sie.

— Elsa, die gegenwärtige Stunde ist ernst, furchtbar ernst für Sie und mich!

— Ach, ich habe ja Alles gehört ...

— Ist das möglich?

— Während mein Körper in starren Fesseln lag, war mein Geist lebendig, alle meine Sinne waren thätig ... Ich hörte, was mit mir geschehen sollte ... Der Arzt, die Wärterin ... Aber auch Sie, mein lieber Freund! Die Todesangst, die ich empfand, kann ich nicht beschreiben. Ihre Worte klangen mir wie die eines rettenden Engels ... Ich wollte mit Gewalt die Banden zersprengen, die meine Glieder gefesselt hielten ... Aber meine Kraft war zu schwach ... Nur für Augenblicke verließ mich von Zeit zu Zeit die Besinnung ... Ach, wie müssen Sie gelitten haben, als Sie mir den Todtenkranz auf das Haupt setzten ...

— Elsa, Sie sind nun gerettet!

— Wenn Gott es will.

— Mag der Todtenkranz Ihr Brautkranz werden.

Ein heftiges Zittern durchlief ihren ganzen Körper.

— Heinrich! rief sie in einem unbeschreiblichen Tone.

— Zweifeln Sie nicht an meiner Liebe ...

— Ach, wie könnte ich das!

— Ich schwöre Ihnen, Elsa, daß ich nicht unbedacht handle, daß ich mich selbst geprüft habe.

— Und ich besitze die Ueberzeugung von der Wahrheit Ihrer Versicherungen. Kann ich Ihnen das Leben, das mir Gott so wunderbar erhalten hat, weihen ... Nehmen Sie es hin, ich werde glücklich sein, wenn Sie es nicht verschmähen.

Er lag vor ihr auf den Knieen und bedeckte ihre Hände mit Thränen und Küssen.

— Elsa, rief er schluchzend, ich habe namenlose Qualen erlitten, einen Schmerz, der sich mit Worten nicht schildern läßt ... Hoffnung und Verzweiflung sind abwechselnd in meine Brust eingezogen ... Alles habe ich vergessen, denn ich bin jetzt so glücklich, als ich vor einer Stunde noch elend war! Elsa, sei meine Braut, meine heißgeliebte Braut!

Sie nickte selig lächelnd mit dem Haupte.

— Ich bin es zufrieden, Heinrich! Aber Deine Eltern?

— Sie willigen gern ein, um mein Glück zu vollenden. O, sprechen wir nicht von Nebensachen ... Du lebst, Elsa, und ich nehme Dich wie ein Geschenk aus der Hand Gottes.

Der junge Mann drückte seine heiße Stirn auf ihre Hände.

— Ja, Gott muß es wohl gewollt haben! fügte sie hinzu. Sein Wille sei uns heilig, Amen!

Sie legte die Hand auf sein Haupt.

— Ich war dem Tode nahe, flüsterte sie in tiefer Bewegung; jetzt habe ich die höchste Stufe des Glückes errungen ... Habe Dank für Deine Treue!

— Elsa, meine liebe Braut!

An der Thüre ließ sich Geräusch vernehmen.

— Stehe auf, Heinrich! bat sie verschämt. Verkünde unser Glück noch nicht der Welt, die dann erst unseren Bund, den wir jetzt geschlossen, erfahren mag, wenn ich vollkommen genesen mich an Deiner Seite zeigen kann. Ich muß behutsam mit dem Vater umgehn ... Willst Du mir dies versprechen?

— Alles, Alles, was Du forderst!

Der Verwalter trat von dem Bette zurück, da die Thür geöffnet ward.

Der Professor trat ein. Der Administrator Georg Forst folgte ihm. Erstaunt blickten die beiden Männer Elsa an, die sich fest in die Decke einhüllte. Heinrich war zur Seite gewichen, um dem Vater des kranken Mädchens Platz zu machen. John Klarke äußerte sein freudiges Erstaunen durch eine Fluth

von Worten, die er theils deutsch, theils englisch sprach. Forst erkundigte sich kalt nach den Vorgängen, unterhielt sich mit der Kranken und fragte umständlich nach dem Benehmen des Doktor Belitz. Man brach das Gespräch aus Rücksicht auf den Zustand des jungen Mädchens bald ab und setzte eine Magd als Wärterin ein, da Elsa vor der alten Bäuerin Furcht und Grauen hegte. Dem Doktor, so ward beschlossen, sollte der Zutritt zu der Kranken verweigert werden.

Mit Elsa war eine wunderbare Veränderung vorgegangen; der Starrkrampf, in dem sie mehrere Stunden gelegen, schien die Krankheit beseitigt zu haben, die der Doktor Belitz, ein alter Landarzt, nicht richtig erkannt und behandelt hatte. Was der Kunst des Doktors zu erweichen nicht möglich gewesen, hatte die Natur selbst bewirkt. Elsa, die nach menschlicher Ansicht dem Grabe verfallen, genas wieder. Schon am folgenden Tage forderte sie Speise und Trank. Daß Heinrich für die Geliebte mit Eifer sorgte, bedarf wohl der Erwähnung nicht. Die braven Wirthsleute schüttelten zwar die Köpfe, aber sie verrichteten doch das gute Werk aus christlicher Nächstenliebe, indem sie die Genesende pflegten. Ihr Sohn war ein anderer Mensch geworden, heiter ging er seinen Ge-

schäften nach, die er sonst vernachlässigt hatte, und Morgens war er der Erste, Abends der Letzte im Hause. Dies gefiel dem alten Stein zwar, aber er hatte doch sein Bedenken dabei.

— Frau, sagte er eines Abends, der Heinrich ist wie umgewandelt, seit die Amerikanerin besser geworden.

— Ach ja! seufzte die Gattin. Ich gönne dem Mädchen gern alles Gute; aber dem Heinrich hätte sie den Kopf nicht verdrehen sollen.

— Ich hoffe, daß die Sache sich noch ändern wird. Kommt Zeit, kommt Rath. Der Professor kann doch nicht immer hier bleiben. Elsa muß in acht bis zehn Tagen so weit sein, daß sie reisen kann . . .

— Und dann haben wir das Elend mit unserem Sohne wieder.

— Das wolle Gott verhüten.

— Du wirst es schon sehen.

— Er wird doch vernünftig sein.

— Ich habe ihn beobachtet, als man das Mädchen todt gesagt hatte . . . mir wurde himmelangst um seinen Verstand.

Der Alte schob die Mütze in die Stirn.

— Na, Lise, ich will Dir was sagen: Sollte

es so kommen wie Du meinst, so wollen wir gute Miene zum bösen Spiele machen. Ich bin dem Mädchen eigentlich nicht gram, es sieht recht hübsch und nett aus ... Und wenn ich bedenke, daß der liebe Gott sie so wunderbar erhalten hat ... Fast möchte ich glauben, es hat Alles so kommen sollen.

Lise neigte das Haupt.

— Das glaube auch ich, lieber Mann!

— Nicht wahr?

— Es fällt kein Sperling ohne des Herrn Willen vom Dache.

— Und das Glück unseres Sohnes muß uns doch am Herzen liegen. Ich glaube nicht, daß er sich entschließen wird, eine Andere zu nehmen, nachdem er sich in dieses feine Mädchen vergafft hat. Als ich um Dich freite, Du erinnerst Dich dessen wohl noch?

Die Frau lächelte.

— Ei gewiß, das will ich meinen!

— Was meinst Du wohl, was ich gethan haben würde, wenn ich Dich nicht bekommen hätte? Du stakst mir eben so im Kopfe, wie Elsa unserem Jungen ...

Lise unterbrach ihn mit der Frage:

— Was würdest Du gethan haben, Gottlieb?

— Ich wäre auf und davon gegangen, wenn ich mir nicht das Leben genommen hätte.

Sie reichte ihm treuherzig die Hand.

— Und ich hätte mich todt gegrämt, Gottlieb!

Gottlieb konnte sich nicht erwehren, seine Lise zu küssen.

— Da siehst Du es, rief er gerührt, daß wir für einander bestimmt waren! Und nun leben wir schon geraume Zeit recht glücklich zusammen ... Freilich, Eins ist noch zu bedenken ... Wir hatten uns einander gleich lieb, Du wärst für mich, ich wäre für Dich in den Tod gegangen ... Wenn Elsa nur deshalb den Heinrich nähme, weil sie untergebracht sein will ... Das macht mir Kopfzerbrechens, ich sage es gerade heraus, da ist sie als Taschenspielerin gereist, sie hat viel Menschen kennen gelernt und ihr Vater ist ein pfiffiger Kerl, der sich schon mit allen Wassern gewaschen zu haben scheint, wie der Doktor Belitz sagt ... Lise, ich wollte doch es wäre anders, ganz anders. Wenn ich an die Gaukeleien denke, die Vater und Tochter in unserer Schenkstube getrieben, so befällt mich eine Art Schaam ... Lise, es bleibt eine üble Geschichte.

Lise verschwieg, daß sie ihm im Stillen beipflichtete.

— Warten wir ruhig die Zeit ab, entgegnete sie; man ißt die Suppe nie so heiß, als sie aufgetragen wird.

Bei diesem Entschlusse blieb es.

— Ich halte Elsa für gut, dachte die Wirthin; und ob sie den Heinrich so recht vom Herzen lieb hat, wie es zu einer Heirath nöthig ist, wird sich wohl zeigen. Unser Sohn ist nicht so dumm, er wird schon erfahren, was er wissen muß.

Die Zeit verfloß. Der Administrator kam selten noch in die grüne Tanne und der Professor vertrieb die Langeweile durch Spazierengehen, da die Kälte nachgelassen hatte, der Schnee längst geschmolzen und mildes Frühlingswetter eingetreten war. Am Mittag schien die Sonne schon recht warm und trieb an den Gesträuchen die Knospen, daß sie grünlich durch die vom Winter geschwärzten Zweige schimmerten. Und Frühling war es auch in dem Herzen Heinrichs geworden, dem das Leben in einer völlig neuen Gestalt erschien. Er hätte laut aufjubeln, Alles umarmen und so glücklich machen mögen, wie er selbst glücklich war. Die Liebe hatte diesen Frühling in seinem Herzen wach gerufen, das kurz zuvor noch von dem Winter des Schmerzes erfüllt gewesen. Zu Anfang März schon stellten sich die ersten schönen Tage ein.

Elsa unternahm den ersten Spaziergang durch den Garten. Es war um Mittag. Die Sonne schien warm und hier und dort sproßten auf den Beeten Frühlingsblumen, die in diesem Jahre zeitiger sich zeigten als sonst. Von der winterlichen Schneedecke war längst keine Spur mehr vorhanden, das Land war bebauet, der Wald begann zu knospen und einzelne Vögel schwirrten singend durch den blauen Aether.

Heinrich, stolz zu Pferde, kam aus dem Felde zurück. Als er an dem Zaune des Gartens hinritt, sah er Elsa. Seine Hand, die den Zügel hielt, bebte.

— Elsa! rief er laut.

Die schöne schlanke Gestalt, die ein Shawl einhüllte, blieb stehen.

— Heinrich! antwortete sie.

— Gott sei Dank, daß ich Dich im Freien sehe!

— O, könnte ich Dir das Gefühl beschreiben, das meine Brust durchströmt!

— Sie sah den stattlichen Reiter mit ihren hellen Augen freundlich an. War ihr Gesicht auch bleich, es verrieth doch die wiederkehrende Gesundheit und den neu erwachten Lebensmuth.

— Bleibe, ich will Dich auf dem ersten Spaziergange in freier Luft begleiten.

Er gab dem muthigen Rosse, daß sich aufbäumte, die Sporen und sprengte davon.

— Und dieser Mann liebt mich! dachte Elsa. Sie mußte vor übergroßer Freude weinen.

Noch ehe sie die Mauer erreicht hatte, die den Garten von dem Hofe trennte, erschien Heinrich.

Glück und Heil zu dem ersten Ausgange, rief er ihr entgegen.

Und sie reichte ihm beide Hände.

— Der Wunsch, der von Dir kommt, Heinrich, wird gewiß in Erfüllung gehen.

— Das gebe Gott, der Dich bisher sichtbar beschützt hat.

Er küßte ihr zitternd die alabasterweiße Stirn.

— Du, Heinrich, bist meine zweite Vorsehung! flüsterte sie an seiner Wange.

— Und Du, Elsa, bist der Engel, der mir die Erde zum Paradiese macht!

Sie legte ihren Arm in den seinigen.

— O, könnte ich das! fuhr sie kosend fort. Ich würde meine Lebensaufgabe als erfüllt betrachten.

— Du kannst es, Elsa.

— Wie, wie denn?

— Dadurch, daß Du mir treu bleibst und meine Frau wirst.

Sie nickte mit dem Kopfe.

— Ich möchte es schon, Heinrich.

— Dahinter liegt noch etwas verborgen.

— Wenn ich an Deine guten Eltern denke ...

— Haben Sie Dir Abneigung zu erkennen gegeben?

— Nein, wahrlich nein!

— Und doch fürchtest Du ...

— Ich fürchte, ihnen gegenüber undankbar zu erscheinen.

— Das begreife ich nicht, Elsa!

— Sie hätten eine andere Schwiegertochter lieber als mich, und das mit Recht, wenn ich meine Lage bedenke.

— Elsa, die Eltern wissen, daß ich nur durch Dich glücklich werden kann, daß ich Dich allein so liebe, wie ein Mann das Mädchen lieben muß, das er heirathet. Sollen sie sich nun eine andere Schwiegertochter wünschen?

Nach einer Pause flüsterte sie:

— Ich bin arm, ganz arm, und mein Vater ... Du kennst ja sein trauriges Geschäft ...

— Elsa, da sind wir wieder auf dem alten Punkte ...

— Ach Gott, daß es so ist.

— Gestehe es nur ...

— Was soll ich gestehen, Heinrich?

— Daß andere Gründe Deine Bedenken hervorrufen.

Sie blieb stehen und legte die Hand auf den leicht wallenden Busen.

— Gott ist mein Zeuge, daß ich Dir in reiner Liebe zugethan bin! versicherte sie feierlich. Glaube nicht, daß mich die Dankbarkeit allein an Dich fesselt ... Nein, ich muß Dich Deiner selbst willen lieben. Und weil ich Dich liebe, erachte ich es für Pflicht, Dich auf Alles aufmerksam zu machen, was später Deine Ruhe und Deine Zufriedenheit untergraben könnte. Erforderte es unbedingt Dein Glück, ich würde weiter ziehen durch die Welt, würde mich mit dem Andenken an Dich begnügen und für Dich beten. Halte mich nicht unlauterer Gründe für fähig, Heinrich ... Du bist der einzige Mann, den ich liebe und je lieben werde ... Aber gestatte mir, daß ich Deiner Eltern gedenke, die nicht so vorurtheilsfrei sind als Du, die sich vielleicht nie ganz mit mir aussöhnen können, da sie mich als die Zerstörerin ihres Lieblingsplans betrachtet.

— Elsa, Deine Bedenken, mögen sie auch nicht ganz gegründet sein, zeigen von Deinem Rechtlich-

keitssinn und von einem dankbaren Herzen. Ich muß Dich deßhalb um so höher schätzen; aber glaube mir, wenn ich Dir sage, daß ich mit meinen Eltern bereits Rücksprache genommen und von ihnen die Erlaubniß erhalten habe, Dich um Deine Hand zu bitten ...

— Heinrich, ich kann Deine Worte nicht bezweifeln!

— Gewiß, meine Eltern willigen ein.

— Dann, Geliebter, nimm mich hin! Gebe Gott, daß Du nie bereuen mögest, das arme Mädchen Dir zur Frau genommen zu haben.

Elsa legte weinend ihr Köpfchen an seine Brust. Und Heinrich drückte die Lippen auf ihre schöne weiße Stirn. Der Gedanke an den Professor schreckte ihn empor.

— Elsa, wie aber steht es mit Deinem Vater?

— Mit dem Professor?

— Mir scheint, er ist gegen unsere Verbindung...

— Ach ja! flüsterte sie verlegen. Doch kümmere Dich nicht um ihn, ich werde schon mit ihm sprechen, und wenn er sieht, daß das Glück meines ganzen Lebens gesichert ist, wird er mir Hindernisse nicht in den Weg stellen.

Heinrich betrachtete die Geliebte.

— Elsa, rief er besorgt, Du hegst Befürchtungen, ich lese es in Deinen Mienen.

— Nein, nein!

— Wenn er Dich nun gewaltsam zur Abreise zwänge, da Du ihm das Brod verdienen helfen mußt ... Wenn er sich nun auf die Rechte des Vaters stützt, die er nach dem Gesetze geltend machen kann ...

— Da habe ich zwischen Dir und ihm zu wählen. Glaubst Du, die Wahl könne mir schwer fallen? fragte sie, einen schwärmerischen Blick zu ihm emporsendend. Beruhige Dich, Heinrich, es wird sich schon ein Ausweg finden, der uns Allen konvenirt. Ich kann und will nicht mehr durch die Welt ziehen, um mich als Gauklerin zu zeigen. Ach, könnte ich Dir die Gefühle schildern, die in meiner Brust sich regten, wenn ich zu den Betrügereien, so harmlos sie auch waren, die Hand bieten mußte.

— Sprechen wir von heiteren Dingen! rief Heinrich.

Dann nahm er den Arm der Geliebten und zog sie mit sich fort.

Elsa athmete die Frühlingsluft in vollen Zügen; sie fühlte sich so leicht, so wohl, daß sie hätte laut aufjubeln und ihr Glück preisen mögen; der Oekonom war stolz auf die aristokratische Schönheit, die ihn

liebte und seine Gattin werden wollte. Für ihn war sie das herrlichste weibliche Wesen auf Gottes Erde, ausgestattet mit allen Vorzügen, die einen Mann dauernd fesseln und hoch beglücken konnten. Es gab Augenblicke, in denen er sich für unwürdig hielt, einen solchen Schatz zu besitzen. Der Weg, den die Liebenden eingeschlagen, führte zu dem Bienenhause. In der Mitte des großen Beetes, auf dem schon das frische Grün der Frühsaat sich zeigte, stand der von Epheu umwundene Baum, ein alter starker Gesell mit knorrigen Aesten, die nach allen Seiten hin sich weit ausstreckten. Elsa bewunderte den Baum. Heinrich nickte traurig lächelnd ihr zu.

— Er wird mir eine unauslöschliche Erinnerung bleiben, meinte er. Verzweiflungsvoll irrte ich durch den Garten, als ich die vermeintliche Gewißheit hatte, daß Du mir verloren seiest; ich wollte einen Kranz für Dich winden ... Es gab kein grünes Blatt als das des Epheu ... Ach, wie anders stehe ich heute an dieser Stelle ... die heitere Frühlingssonne lacht vom Himmel herab, aus der Erde sprießt die Saat, die Blätter des Epheu, frei von der starren Schneedecke, glänzen und Du, Du, Elsa, bist mir zur Seite ... das ist eine Wandlung des Schicksals, die ich damals für unmöglich gehalten hätte!

— Heinrich, flüsterte sie, ich richte eine Bitte an Dich.

— O, sie ist schon so gut wie erfüllt.

— Laß mich einen Brautkranz tragen, der aus diesem Epheu geflochten ist ... Der einfache Zweig bringt uns Glück.

Er sicherte es ihr zu.

— Denken wir jetzt an unsere Zukunft, mahnte er dringend, die Vergangenheit sei abgethan.

So verlief der erste Spaziergang. Elsa erholte sich rasch von der schweren Krankheit, sie schien nach derselben noch schöner geworden zu sein als zuvor. Gottlieb Stein und Frau Lise behandelten sie anfangs mit erzwungener Freundlichkeit; nach und nach fanden sie immer mehr Gefallen an dem reizenden, sittsamen Mädchen, das ihrem Sohne Frohsinn und Lebensmuth zurückgegeben. Trotzdem warteten sie auf die Abreise des Professors, der, ein sorgloses Leben führend, nicht daran zu denken schien; er bezahlte das, was er für seine Person entnommen, baar und forderte die Rechnung für seine Tochter, die der Wirth mit dem Bemerken verweigerte: Wir lassen uns Wohlthaten nicht bezahlen, reisen Sie mit Gott und bleiben Sie gesund. Der Professor müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn er die Liebe Elsa's

zu dem jungen Verwalter nicht hätte bemerken wollen. Aber er schwieg und arbeitete im Stillen an dem Plane, den er mit dem Administrator verabredet hatte.

— Wie fühlst Du Dich? fragte er eines Abends die Tochter, die ermüdet von einem langen Spaziergange in ihrem Zimmer saß.

— Gut, recht gut! antwortete Elsa.

— Wir müssen nun daran denken, unsere Reise fortzusetzen.

— Du wolltest ja in Hornau bleibenden Wohnsitz nehmen?

Der Professor zuckte mit den Achseln.

— Der Mensch denkt, Gott lenkt! murmelte er, ironisch lächelnd.

— Und nun soll ich wieder die Gauklerin spielen?

— Nein, das traurige Handwerk, zu dem die Noth mich gezwungen, habe ich aufgegeben.

— Und wovon gedenkst Du zu leben?

— Erinnere Dich dessen, was ich Dir von Anfang an gesagt habe: Du wirst eine große Dame werden, eine Dame die über ein großes Vermögen zu gebieten haben wird.

Elsa mußte lächeln.

— Ich habe es stets für eine Chimäre gehalten, mit der Du mich gefügig zu machen suchtest, da ich, wie Du wußtest, des herumziehenden Lebens überdrüssig war. Wie sollte ich wohl zu einem großen Vermögen kommen? Ich bin in Amerika geboren und aufgewachsen ... meine Jugend war eine traurige ... Wir haben mein Geburtsland verlassen, weil wir dort keinen Erwerb fanden ...

— Und weil ich hoffte, hier Dein Glück zu gründen. Du verstehst mich noch nicht, kannst mich noch nicht verstehen ... die Winke, die ich Dir gegeben, hast Du unbeachtet gelassen, denn mir scheint, Deine Liaison mit dem Wirthssohne ist sehr weit vorgeschritten ... Wohin soll das führen?

Elsa schwieg.

— Du hast sogar dem Willen Deines Vaters zuwidergehandelt! fuhr der Professor fort. Vielleicht will der Oekonom Dich heirathen ... Ich sage vielleicht, denn man darf Leuten dieser Art nicht trauen, obgleich sie Bauern sind. Gehen Dir die Augen auf, wird es zu spät sein ...

— Zu spät? fragte Elsa.

— Ja wohl!

— Und wozu?

— Dir wird das große Vermögen entgehen.

— Vater, ich bin kein Kind mehr.

— Was soll das heißen? fuhr John Klarke auf.

— Ködere mich ferner nicht mit Aussichten, die in das Reich der Fabel gehören.

— Ah, das meinst Du? Ich wäre also in Deinen Augen ein Lügner? Das Ei ist klüger als die Henne!

— Vater, woher soll denn das große Vermögen kommen, von dem Du stets sprichst?

John, der an dem offenen Fenster stand, rief:

— Elsa, meinen Versicherungen willst Du nicht glauben?

— Gieb mir Aufklärung.

— Komme zu mir!

Elsa trat an das Fenster. John streckte die Hand hinaus.

— Siehst Du die Thürme, die aus dem Waldgruppe emporragen?

— Ja!

— Siehst Du die glänzenden Kuppeln und Fenster jenes Schlosses?

— Ich sehe sie.

— Siehst Du den unermeßlichen Wald, der sich nach allen Seiten hin ausbreitet?

— Nun ja!

— Dies Alles wird Dir zufallen, wenn Du mir ein gehorsames Kind bist. Du wirst darüber als Herrin verfügen und die vornehme Dame sein, von der ich Dir gesagt habe. Das Gut Hornau ist eine der reichsten Besitzungen nicht nur in der Provinz, sondern auch im ganzen Lande. Außer dem Schlosse giebt es noch eine Menge Weiler und Vorwerke, die zu dem Komplexe gehören. Georg Forst, mein Bruder, Du kennst ihn, ist der Administrator dieser Güter und der Testamentsvollstrecker des verstorbenen Generals von Hornau.

Elsa sah den Professor an, als ob sie glaubte, er sei seines Verstandes nicht mächtig.

— Was habe ich mit dem General von Hornau zu schaffen? fragte sie nach kurzer Pause.

John schloß das Fenster.

— Sieh', Kind, das ist mein Geheimniß! Du kannst es Dir durch Folgsamkeit erwerben ... Zwinge mich nicht, daß ich mich von Dir lossage ... In meiner Hand befindet sich ein Dokument, das Dich sofort als Erbin einsetzt ... Verstehe mich wohl, als Universal-Erbin ... Vernichte ich dieses Dokument, so bleibst Du arm und das großartige Gut fällt dem Staate zu, da sich die Universal-Erbin nicht legitimiren kann. Nun weißt Du Alles ... Dir bleibt

die Wahl zwischen dem Gute und dem Bauer, der nur liebäugeln und Dich hintergehen will.

Der Professor wollte das Zimmer verlassen.

— Vater! rief sie ihm nach.

— Was willst Du?

— Ich glaube Dir ja, daß Du es gut mit mir meinst.

— Ah, rief John, die Perspektive ist verlockend!

— Wenn ich nur wüßte, daß Du mir die Wahrheit gesagt hättest. Ich zweifle nicht an Deinem guten Willen, mir wohlzuthun ... Aber Du selbst könntest ja der Betrogene sein ...

John kam zurück.

— Warte, Kind, ich werde Dich überführen. Morgen besuchen wir das Schloß und dort wirst Du erfahren, was Du zu wissen nöthig, um Dich von dem Ernste der Angelegenheit zu überzeugen. Sprich zu keinem Menschen davon, auch dem Herrn Verwalter Stein gegenüber schweige ... Verstehst Du? Wie mißtrauisch Du mich anblickst! Soll ich Dir noch mehr sagen? Dem Doktor Belitz wäre Dein Tod recht gewesen ...

— Gott im Himmel! rief Elsa erschreckt.

— Begreifst Du nun, warum Du rasch in die Leichenkammer geschafft werden solltest?

— Es ist nicht möglich!

— Der Landdoktor hat eine Ahnung von Deiner Bedeutung! Darum schrieb er rasch den Todtenschein, darum solltest Du der Obhut Deines Vaters entzogen werden ... O, man hätte Dich denselben Tag noch in die Erde gescharrt ... Stelle Dir die Dinge zusammen, überlege und theile mir diesen Abend Deinen Entschluß mit ... Und nun, um Dir Alles zu sagen, erfahre noch ... der junge Stein verläßt Deinetwegen ein armes Mädchen, das Tag und Nacht um die verlorene Ehre weint ... Sei klug, Elsa!

Wenn der Professor, der sich entfernte, die Absicht gehabt, die Saat des Mißtrauens in Elsa's Brust zu werfen, so hat er diese Absicht erreicht. Das arme Mädchen sank wie niedergeschmettert auf den nächsten Stuhl und starrte eine Minute lang vor sich nieder.

— Was soll ich davon denken? flüsterte sie, das hastige Fortschaffen meiner vermeintlichen Leiche und die Halsstarrigkeit des Arztes sind verdächtig! Und Heinrich hat mich gerettet, ohne ihn würde man mich lebendig begraben haben. Gott im Himmel, ist das ein schrecklicher Gedanke! Ich muß in den Augen gewisser Leute doch gefährlich sein. Wenn ich wirklich Ansprüche auf das Erbe hätte ...

Ein Gedanke durchzuckte sie plötzlich.

— Habe ich die beiden Brüder nicht belauscht? fragte sie sich. Ich soll als Erbin auftreten ... Und wenn der Plan zur Ausführung gelangte ... Fällt das Gut nicht dem Staate anheim, wenn ein Erbe sich nicht findet? Auch bezweifle ich, daß der Professor mein Vater ist ... Er kennt meine Abstammung, er besitzt gewisse Papiere, die er zu vernichten droht, im Falle ich ungehorsam bin ... O, mir geht ein Licht auf! Nein, ich würde unklug handeln, wollte ich starren Widerstand entgegensetzen. Es ist ja möglich, daß ich Heinrich ein Vermögen zubringen kann. Dann werden seine Eltern begreifen, daß ich ihn treu und aufrichtig liebe. Er wollte mit mir in den Tod gehen, wollte seine Liebe zu mir auf meinem Grabe besiegeln ...

Ein Heer von Gedanken durchschwirrte das romantische Köpfchen des jungen Mädchens. Als sie Nachmittags den Geliebten im Garten traf, lenkte sie das Gespräch auf das Schloß, das Heinrich als eine der reichsten Besitzungen bezeichnete und die Ansicht aussprach, es werde wahrscheinlich auf den Staat übergehen. Dann schilderte er den verstorbenen General als einen menschenscheuen, halb närrischen Mann, der bald so, bald so testirt und schließlich

Alles in größter Verwirrung zurückgelassen habe. Das Gerücht, es existire eine Tochter von dem Gutsherrn, erklärte er für eine Fabel; ihm sei es wahrscheinlich, daß der Administrator, der große Gewalt über den General gehabt, große Vorkehrungen getroffen, durch die ein Theil des großen Vermögens ihm zufiele. Am Ostertage, am Tage der Testamentseröffnung, würde sich dies entscheiden. Und so erhielt Elsa einen tiefen Blick in die Verhältnisse, die ihr bis dahin völlig fremd gewesen. Sie erfuhr auch, daß die grüne Tanne das Eigenthum der alten Schloß-Dorte sei, und daß Vater Stein beabsichtige, das Gasthaus nebst Aecker und Wiese zu kaufen und zu einer Oekonomie für den Sohn umzugestalten.

— Mein Gütchen, fügte er hinzu, wird zwar klein sein; aber ich werde durch rationelle Bewirthschaftung einen Ertrag erzielen, der uns gestattet, auf sehr anständigem Fuße zu leben. Du sollst Dich Deines Lebens freuen, liebe Elsa! Ich weiß, für wen ich arbeite, und darum will ich fleißig und vorsichtig arbeiten, daß ich nur Vortheile erringe.

Elsa war sehr ernst geworden. Von Natur zur Romantik geneigt, fand sie in den seltsamen Verhältnissen manchen Anhaltspunkt, der sie zu schönen Hoffnungen berechtigte. Sie malte sich schon das

Erstaunen Heinrichs aus, das er zeigen würde, wenn sie ihm das Schloß als Heirathsgut böte und ihm sagen könnte: Du hast die arme Gauklerin aufgenommen, hast die Verachtete und Verlassene geliebt und zu Deiner Gattin gemacht, jetzt besitzest Du eine reiche Dame, sei belohnt und gesegnet für alle Zeiten.

Am nächsten Morgen kam der Professor zu ihr.

— Elsa, vollende Deine Toilette.

— Warum?

— Wir wollen im Schlosse Hornau einen Besuch abstatten.

— Warte einige Minuten und ich werde fertig sein.

John war erstaunt über diese Fügsamkeit. Er betrachtete das schöne Mädchen, das sich mit den Sachen schmückte, die der Geliebte ihr auf zarte Weise geschenkt hatte.

Elsa stand vor dem Spiegel.

— Vater, fragte sie unbefangen, steht es wirklich so mit der Erbschaft wie Du gesagt hast?

— Um Dich zu überzeugen, gehen wir nach dem Schlosse.

— Was werde ich dort erfahren?

John lächelte:

— Du wirst die Gewißheit erhalten, daß Du zu Großem ausersehen bist.

— Es wäre mir dies sehr lieb.

— Meinst Du, ich sei in's Blaue hineingereist? Sei vernünftig, Elsa, Du wirst mir danken, meinem Rathe Gehör gegeben zu haben.

— Ist das Schloß weit?

— Nein.

— So gehen wir.

Beide verließen das Gasthaus.

Der Zufall wollte, daß Vater und Tochter, als sie über den Hof gingen, von Niemandem gesehen wurden. John Klarke wußte Bescheid; er wich bald von der Hauptstraße ab und schlug einen Seitenpfad ein, der zwischen Gartenhecken und Baumreihen sich fortwand.

— Dies Alles gehört zum Schlosse! sagte John. Siehst Du jene Häusergruppe an dem Hügel?

— Ich sehe sie, sie liegt reizend.

— Dort wohnen die Arbeiter, die im Dienste meines Bruders beschäftigt sind.

— Und der Wald, der sich dort ausdehnt?

— Alles gehört zu Hornau. Und nun erst die Felder, die einen reichen Ertrag liefern ... Ah, dort blinkt der Weiher, in dem eine Menge Fische gezogen

werden ... Eine so reiche Besitzung wie diese findet man selten. So weit das Auge reicht, erblickt es Grundstücke, die Dein Eigenthum werden können.

Elsa sah rings um sich.

— Vater, ich bin geneigt, mich für ein Kind zu halten, dem man schöne Dinge vorplaudert, um es in den Schlaf zu wiegen. Die arme Hellseherin soll ein Schloß erben ...

— Es ist wahr, rief der Professor, unsere Lage ist eigenthümlich! Wir treten mit einem Schritte aus der tiefsten Nacht in den hellsten Tag.

— Ist unser Weg auch rechtlich?

— Oh, oh, man geht nach einem solchen Ziele nicht auf krummen Wegen. Die Geschichte wird Aufsehen erregen!

Sie gingen einige Minuten weiter. Da plötzlich lag das Schloß vor ihnen, mit seinen Thürmen und Thürmchen und stattlichen Giebeln, hell beschienen von der Morgensonne. Es bot einen überraschend prachtvollen Anblick.

— Wie großartig schön! rief die staunende Elsa. Und dieses Schloß soll mir zufallen?

— Unfehlbar, wenn Du gehorsam bist!

Die Schloßuhr verkündete die zehnte Morgenstunde. Elsa hatte in den schlaflos verbrachten Nächten

die hellen Schläge dieser Glocke oft gehört. Jetzt wußte sie, woher sie kamen.

— Sieh' dorthin, Vater!

— Was ist's?

— Das große Thor des Schlosses öffnet sich.

— Wahrlich!

— Eine Equipage fährt heraus.

Und so war es. Eine Chaise ward sichtbar, die zwei feurige Rosse zogen. Rasch kam sie näher.

— Ah, mein Bruder! rief der Professor.

Der Administrator, der auf dem Vordersitze saß, lenkte die Pferde. Als er Vater und Tochter erblickte, hielt er die glänzenden Rappen an, die kaum zum Stehen zu bringen waren.

— Unsere Patientin! rief er überrascht.

— Ich bin gesund, Herr Administrator!

— Gratulire von Herzen! antwortete freundlich Georg Forst. Wohin, Professor?

John trat dem eleganten Wagen näher.

— Wir hatten dem Schlosse einen Besuch zugedacht! Elsa trug Verlangen, die Herrlichkeiten zu sehen, die jene Mauern einschließen.

— Kann geschehen. Für jetzt macht eine Spazierfahrt durch den Forst mit mir, ich muß den Pfer-

den Bewegung schaffen. Dann kehren wir in das Schloß zurück und speisen dort zu Mittag.

Der Professor nahm die Einladung an. Auch Elsa überlegte nicht lange, sie erblickte ja keine Gefahr in einer Spazierfahrt, die der Zufall ihr bot.

— Steigt ein! rief der Administrator, der wie ein Jockei auf dem Bocke saß. Es freut mich, daß ich zufällig den bequemen Wagen gewählt habe . . .

John öffnete den Schlag.

Elsa sprang in das reizende Coupee und ließ sich auf dem weichen Polster nieder. Als John neben ihr saß, rollte die leichte Equipage davon; man fühlte kaum, daß eine Bewegung stattfand. Die arme Hellseherin hat nie im Leben so weich gesessen, nie eine so bequeme Fahrt gemacht. Sie betastete das Seidenpolster, legte ihr Köpfchen zurück, sah zur Seite durch das spiegelblanke Fenster, das durch einen Vorhang von grüner Seite halb verhüllt ward. Ihre Füßchen ruhten auf einem bunten Teppich, der weich war wie die feinste Wolle.

Der Professor, der das Wohlbehagen des Mädchens erkannte, sagte lächelnd:

— Wie bekommt Dir das, Elsa?

— Ich finde keine Worte, mein Gefühl zu beschreiben.

— Dies ist nur der Vorgeschmack von dem, was noch kommt.

— Wenn ich unsere Art zu reisen bedenke ... Mein Gott, wie glücklich sind doch reiche Damen! Sie haben keine Ahnung von dem Elende, das so oft das Leben bietet.

Der Wagen rollte durch einen herrlichen Forst. Rechts und links standen riesige Eichen, deren Kronen im blauen Aether zu verschwimmen schienen. Elsa öffnete das Fenster. Eine milde Luft zog in den Wagen, der federleicht von den tanzenden Rossen fortgeschnellt ward. Der Administrator ließ von Zeit zu Zeit die Peitsche knallen, dann hörte man das Echo des Waldes, das den Schall deutlich zurückgab. Und wie rasch schwanden die Bäume, Rasenflecke und Gesträuche, die sich in lieblicher Abwechslung zeigten. Dort lagen aufgeschichtete Holzhaufen, die Elsa lebhaft an den Tag ihrer Reise erinnerten ... Wie anders war es heute! O, hätte sie an der Seite des Geliebten diese Spazierfahrt machen können! Der Entschluß, der sich in ihr gestaltete, war zu natürlich: sie wollte darnach streben, eine reiche und vornehme Dame zu werden, um dem künftigen Gatten sagen zu können, ich bin kein armes Mädchen mehr, ich bringe Dir als Morgengabe ein Schloß. Und

lächelnd wiegte sie sich in Träume, die nur die Phantasie eines schwärmerischen jungen Mädchen erzeugen kann. Sie merkte kaum, daß der Wagen eine Stunde lang rasch dahin gerollt war, daß eine weite Strecke Wegs hinter ihr lag. Die Hufe der Pferde donnerten auf eine Holzbrücke. Dann hielt der Wagen.

— Aussteigen! rief der Administrator, der den Schlag öffnete.

Elsa betrat zuerst den Boden. Sie stand vor einem Hause, das dicht mit Epheu bedeckt war. Ueber der Thür zeigte sich ein Balkon mit grauem Stein, in dem sich ein großes Wappen befand. Die Zweige hoher Bäume lagerten fest auf dem Dache, dessen beide Ecken mit großen Vasen geschmückt waren, in denen hohes Kraut wuchs.

— Treten Sie in dieses kleine Jagdschloß, Miß! sagte artig der Administrator.

Ein alter Jäger öffnete die Thür. Die Hausflur, die durch zwei Fenster hell beleuchtet wurde, glich einem Museum von Hirschgeweihen, die alle Wände bedeckten. Eine Treppe von Eichenholz, kunstvoll gearbeitet, führte zu dem ersten Stocke. Hier öffnete der Administrator eine Thür. Elsa und der Professor betraten einen einfachen Salon, dessen Glasthür nach dem Balkon hinausging, den Elsa von

unten gesehen hatte. Man errieth auf den ersten Blick, daß der Raum zum Wohnen eingerichtet war. Die gut erhaltenen altmodischen Möbel aus dunklem Holze machten den Eindruck des Bequemen und Gemüthlichen.

— John, sagte der Administrator, Du bist am Ziele. Hier wirst Du mit Deiner Tochter wohnen bis das bewußte Testament eröffnet wird. Speisekammer und Keller sind gefüllt, Du wirst keine Noth leiden. Sorge dafür, daß unsere Elsa sich vorbereite, würdig als die Erbin von Hornau aufzutreten. Mich treiben dringende Geschäfte fort ... Adieu, auf baldiges Wiedersehen.

Er reichte Beiden die Hand, verneigte sich und ging.

Noch ehe Elsa sich von ihrer Ueberraschung erholt hatte, hörte sie die Peitsche knallen und den Wagen abfahren.

— Vater, rief Elsa, was ist das?

John lächelte.

— Du befindest Dich schon in einem Hause, das Du Dein eigen nennen darfst. Beruhige Dich, mein Kind, hier bist Du sicher, ganz sicher. Alle Räume stehen zu Deiner Verfügung, Du kannst schon

als vornehme Dame leben. Ein Diener gehorcht Deinen Befehlen ... Und ich bleibe bei Dir.

Elsa fragte mit zitternde Stimme:

— Kehren wir denn nicht wieder nach Hornau zurück?

— Jetzt muß ich Dir eine Entdeckung machen, die Dich mit Entsetzen erfüllen wird. Du warst in der grünen Tanne nicht sicher, man trachtete Dir nach dem Leben. Ich bin zu spät dahinter gekommen ... Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt weiß, Du würdest längst jener gefährlichen Umgebung entrückt gewesen sein. Erräthst Du immer noch nicht, was ich meine? Elsa, meiner Fürsorge dankst Du es, daß Du einer großen Gefahr entronnen, daß Du noch am Leben bist!

Der Professor hatte mit furchtbarem Ernste gesprochen.

— Mein Gott! hauchte die Tochter entsetzt vor sich hin. Wer könnte wohl ein Interesse daran finden, mich aus der Welt zu schaffen? Ich habe keinen Menschen beleidigt ...

— Nein, aber Du bist die Erbin des Schlosses Hornau. Dies weiß der Doktor Belitz, der gewissenlose alte Arzt, der Dich zu beseitigen strebt, um einer

Baronin das Erbe zu verschaffen, die nach Dir berechtigt ist, das enorme Vermögen zu beanspruchen.

Elsa brach in lautes Weinen aus.

— Wie gräßlich! schluchzte sie.

— Geht Dir nun ein Licht auf? fragte der Professor. Wird Dir nun Manches klar, nach dessen Lösung Du bis jetzt umsonst gestrebt hast? Hätte der schändliche Doktor sein Ziel erreicht, so wärst Du lebendig begraben.

Sie schauderte heftig zusammen.

— Wer, fuhr John fort, hätte an Deinem natürlichen Tode gezweifelt? Die Bescheinigung des Arztes war schon geschrieben, die Leichenfrau hatte den Sarg schon geholt . . . Eine Stunde später wäre Alles geschehen gewesen . . . Du warst am Typhus gestorben, den Du nie gehabt hast, und die Baronin hätte das reiche Erbe in Empfang genommen, nachdem sie Deinem Mörder eine hübsche Summe ausgezahlt. So wäre der Verlauf der Dinge gewesen. Ah, nun kommt es anders! Du bleibst hier verborgen bis zum Tage der Testamentseröffnung und legitimirst Dich mit unserer Hülfe als die Universal-Erbin von Hornau! Kannst wohl zufrieden sein, mein Kind, und Dich uns dankbar zeigen.

Die arme Elsa war keines Wortes mächtig;

weinend sank sie auf einen der Sessel, die im Kreise um den großen Tisch standen. Alles was sie Gräßliches in der Tanne erlebt und empfunden, zog deutlich an ihrem innern Auge vorüber, sie konnte die große Gefahr, in der sie geschwebt, nicht mehr bezweifeln und mußte die Angaben des Vaters für wahr halten.

— Mein Bruder, fuhr dieser fort, theilt mit mir die Sorge für Dein Wohl und hilft wacker mit zur Erlangung Deiner Rechte. Ich gebe Dir heute erst diese Erklärung ab, da Du vor ferneren Verfolgungen gesichert bist und Angst um Dein Leben nicht mehr zu hegen brauchst. Niemand weiß, wohin Du gekommen bist, es kann also auch Niemand die Hand nach Dir ausstrecken. Die beiden Forstleute, die uns hier bedienen, sind treu ergebene Domestiken meines Bruders und Du wirst sie nicht vergessen, sobald Du Herrin von Hornau bist. Wagst Du einen Schritt über die Schwelle dieses Hauses, so ist Deine Sicherheit gefährdet, denn die Baronin läßt scharf auf Dich achten. Nun beruhige Dich, Kind; Du wirst nicht lange in der Einsamkeit bleiben ... Der erste Ostertag ist nicht mehr fern ... Dann nimmst Du Besitz von dem Schlosse Hornau und kannst nach Gefallen schalten und walten. Deine

Reise nach diesem einsamen Forsthause gleicht einer Entführung ... Ich mußte zur List greifen, um alle Weitläufigkeiten zu vermeiden und Deine Abreise so viel als möglich zu beschleunigen. Glaube mir, diesen Mittag schon sollte ein neues Attentat auf Dich ausgeführt werden ... Die Schurken haben das Nachsehen ... Wir werden ein gutes Diner einnehmen und über die plumpe List unserer Feinde spotten.

Elsa erachtete es wirklich für ein Glück, daß man sie entführt hatte.

— Und hier werde ich sicher sein? fragte sie ruhiger.

— Wie in einer Festung, die mit Wall und Graben umgeben ist.

— Bis zum Ostertage muß ich hier bleiben?

— Nicht länger.

— Die grüne Tanne darf ich nicht besuchen?

— Es sei denn, daß Du einen Schuß aus dem Hinterhalte oder eine vergiftete Speise nicht fürchtest. Wie gesagt: die Herrin von Hornau kann die gefährlichen Menschen aus ihrer Nähe entfernen, kann ihren Wohnort nach Belieben verändern und alle Maßregeln ergreifen, die zur Sicherstellung ihrer Person erforderlich sind. Sie ist die allmächtige Gebieterin, deren Befehle pünktlich erfüllt werden. Nach

dem ersten Ostertage hat Niemand ein Interesse mehr, Dir zu schaden, auch würde dies unter den neu eingetretenen Verhältnissen unmöglich sein.

Elsa's Entschluß war schon gefaßt; sie wollte den Tag, der ihr Freiheit und Gewalt brachte, erwarten und dem Geliebten die Hand reichen, ohne sich um die Meinung derer zu kümmern, die heute Einfluß auf ihr Schicksal ausübten. Von der Tücke des alten Arztes war sie fest überzeugt, sie hatte ja die Verhandlungen desselben mit der Wärterin belauschen können. Ach, die Trennung von Heinrich, dem sie das Leben verdankte, fiel ihr sehr schwer, zumal da sie sich sagen mußte, die Ungewißheit über ihr Schicksal, in der er schwebte, würde ihm eine namenlose Pein bereiten.

Dazu kam noch die Befürchtung, daß Heinrich, zur Verzweiflung getrieben, einen Schritt unternehmen könne, der nicht ungeschehen zu machen sei. Hätte dieser Gedanke sie nicht mit Angst und Zagen erfüllt, sie würde sich ruhig in ihr Schicksal ergeben und das einsame Forsthaus als ein Asyl betrachtet haben, das sie vor den Verfolgungen ihrer Feinde, die sie nicht einmal kannte, schützte.

— Kommt Zeit, kommt Rath, dachte sie; es

findet sich wohl ein Mittel, den Geliebten zu verständigen.

John Klarke hatte sein Ziel erreicht. Mit Genugthuung sah er, daß Elsa sich fügte und sich wohnlich einzurichten begann. Der alte Jäger, Tobias genannt, öffnete alle Zimmer des ersten Stocks. Dann kündigte er an, daß er beauftragt sei, Alles, was Miß Elsa wünschen sollte, aus der nahen Stadt zu beschaffen. In einem der Schränke befand sich Wäsche und ein kleiner Vorrath an Kleidern, der dem jungen Mädchen sofort zur Benutzung überwiesen ward. Dietrich, der Bediente, war fast eben so alt als Tobias; er rühmte sich, ein guter Koch zu sein und lieferte zu Mittag die ersten Proben seiner Kunst, die zwar Manches zu wünschen übrig ließen, in der Hauptsache aber sich bewährten.

Auch der Professor wechselte seine Kleider, denn der Administrator hatte für Alles gesorgt. Als der Abend kam, waren die neuen Bewohner völlig eingerichtet, und Elsa trug ein Hauskleid, das nicht nur überaus bequem war, sondern auch ihrer Eitelkeit schmeicheln konnte. Der erste Schritt zu dem Stande der großen Dame war gethan; hätte das Herz gleiche Befriedigung gefunden als die Eitelkeit, Elsa würde nicht nur zufrieden, sie würde überglücklich gewesen

sein. Und doch war diese Situation nur der Anfang der Leiter, die sie zu einem glänzenden Ziele führen sollte. Sie hatte das herrliche Schloß gesehen, das stolz die Gegend beherrschte ... wie mußten dort die Räume beschaffen sein, in denen die Gebieterin wohnte. Die Forsten, Wiesen und Aecker hatten eine Ausdehnung, daß sie sich nicht überblicken ließen. Und nun die Fahrt in dem schönen Wagen ...

— Ach, seufzte Elsa, als sie Abends allein in ihrem Zimmer saß und auf das Murmeln des Kaminfeuers lauschte, ich würde mich mit diesem Forsthause begnügen, selbst mit der grünen Tanne, wenn mir die Wahl zwischen dem Schlosse und Heinrich bliebe. Aber, was will ich denn? Man hat mir ja keine Bedingungen gestellt ... Ich soll bis zur Testamentseröffnung hier wohnen, damit mein Leben gesichert ist, dann trete ich die Erbschaft an und kann meine Hand nach Belieben verschenken. Wahrlich, ich verschmähe die vornehmen Leute und bleibe meinem Heinrich getreu, dem Manne, von dem ich weiß, daß er sich mir aus reiner Liebe genähert hat. Und wem verdanke ich, daß man mich nicht lebendig begraben hat? Wiederum ihm, und dafür soll er belohnt werden. Wird mir das Erbe entzogen, ein Umstand, der doch im Reiche der Möglichkeit liegt, so nimmt

mich Heinrich wieder auf ... Ich werde ihm Nachricht von meinem Aufenthalt geben, und sollte ich Nachts den weiten Weg nach Hornau aufsuchen.

Am folgenden Morgen erschien der Administrator wieder; diesmal zu Pferde. Nachdem er eine lange Unterredung mit dem Professor gehabt hatte, entfernte er sich. Elsa benutzte eine Stunde, um an den Geliebten zu schreiben. Den Brief verbarg sie auf ihrem Busen.

Nun wartete sie auf eine Gelegenheit, ihn an die Adresse zu befördern. Leider bot sich eine solche nicht. In ihrer Angst vertrauete sie sich dem alten Dietrich an, der sie stets mit väterlicher Zuneigung behandelt hatte.

— Ich besorge Ihren Brief! sagte er treuherzig. Hornau ist ziemlich weit von dem Jagdschlosse, aber es kommen doch Leute, die ich als Boten benutzen kann.

Der Brief war abgesendet, wie Dietrich eines Morgens meldete; aber Tage verflossen, ohne daß Heinrich Stein etwas von sich hören ließ. Die arme Elsa verlebte eine qualvolle Zeit; hätte sie gewußt, daß Dietrich den Brief dem Professor heimlich übergeben, sie würde den Vorsatz, Nachts nach Hornau

zu wandern, ausgeführt haben. Der Verdacht, Heinreich könne sie aufgegeben haben, erhöhete ihre Seelenpein.

— Ich werde warten, dachte sie, der Ostertag ist nicht mehr fern. Liebt mich Heinrich treu und innig, so wird er mich von aller Schuld frei sprechen!

## 3.

## Wilhelmine.

Es war Sonntag. Wilhelmine, die Frau des flüchtigen Advokaten Lorenz Hube, hatte sich selbst und ihre Kinder festlich geschmückt, um die Kirche zu besuchen. Das schöne klare Wetter gestattete, den jüngsten Knaben mitzunehmen, der während des Winters das Zimmer selten verlassen hatte. Beide Kinder waren in ihrem einfachen Putze so lieblich, daß die Mutter unter Thränen dachte: „Könnte sie doch der unglückliche Vater sehen!“ Die verlassene Frau wußte von ihrem Gatten nur, daß er entkommen war, von ihm selbst hatte sie weitere Nachricht nicht erhalten.

Da ward die Glocke an der Thür gezogen.

Die junge Frau ging und öffnete.

Georg Forst stand an der Schwelle.

— Bruder! rief sie leise.

Der Administrator verneigte sich.

— Ich bin es, liebe Schwester!

Sie führte ihn in das Zimmer.

— Ich wagte nicht zu vermuthen, daß Du Sehnsucht nach mir habest.

— Was führt Dich heute zu mir?

— Die Sorge um Dein Wohl.

Wilhelmine erschrak.

— Ich wüßte nicht, daß mir irgendwie Gefahr drohete.

— Und doch, Schwester. Andreas Hube ...

— Wie, der Onkel?

— Er kann den Betrug nicht vergessen, den Dein Mann verübt hat.

— Mein Gott, ich trage doch die Schuld nicht daran.

— Auch hast Du im Namen des Jeremias Freitag Geld geholt ...

— Du selbst bist dieser Jeremias Freitag ...

— Zum Glück für Dich bin es! sagte ernst der Administrator. Dein Bruder wird Dich zu schützen wissen, Wilhelmine, wenn Du ihm folgen willst. Du hast die Absicht, auszugehen ...

— Ich wollte dem Gottesdienste beiwohnen ...

— Sehr löblich, sehr löblich!

— Es war mir den ganzen Winter nicht vergönnt, die Kirche zu besuchen.

— So folge heute dem Drange Deines Herzens. Ich habe Dir nur kurz zu sagen, daß Lorenz Hube heimlich zurückgekehrt ist.

Die arme Frau erschrak.

— Welche Tollkühnheit! rief sie.

— Ja, es ist eine Tollkühnheit, die leicht die verderblichsten Folgen haben kann.

— Was will Lorenz hier?

— Er will seine Frau und seine Kinder holen. Ich habe es unternommen, die Unterredung zwischen Dir und ihm zu vermitteln. Es ist dies um so schwieriger, als die Polizei scharf vigilirt, selbst Privatpersonen thätig sind, um den Preis zu verdienen, der auf die Habhaftwerdung des flüchtigen Sträflings gesetzt ist! Was gedenkst Du zu thun?

Wilhelmine trocknete die Thränen, die ihr über die Wangen rannen.

— Ich will meinen Mann zuvor sprechen! antwortete sie fest. Du, Bruder, wirst die Gelegenheit dazu herbeiführen, ohne daß Lorenz in Gefahr geräth, entdeckt zu werden. Die Liebe zu seiner Familie hat ihn geleitet ... Seine Frau weiß das Wagniß zu schätzen ... Ich stehe nicht einen Augenblick an, zu dem armen Manne zu gehen. Wo hält er sich verborgen?

— In einem Dorfe, unweit der Stadt.

— Willst Du mich führen, Georg?

— Gern.

— Wann?

— Diesen Abend sieben Uhr werde ich Dich abholen.

— Ich erwarte Dich.

— Nimm die Kinder mit Dir.

Die junge Frau stutzte.

— Meine Kinder?

— Lorenz will sie sehen.

— Vor der Hand werde ich allein gehen; ich will mit ihm berathen.

So schloß diese Unterredung.

— Mit dem Schlage sieben Uhr! flüsterte Georg Forst, als er sich entfernte.

Wilhelmine ging mit ihren Kindern zu der nahen Kirche. Die Anhänglichkeit ihres Mannes an die Familie rührte sie tief; wahrlich, es war ein Wagniß, daß Lorenz nach der Stadt zurückkehrte, in der ein Heer von Feinden auf ihn lauerte, um ihn zu fangen und dem Strafhause zu überliefern. Die Angabe Georgs bezweifelte sie nicht, denn Georg war ja ihr leiblicher Bruder und hatte bereits dargethan, daß er es gut meine mit seiner Schwester. Außer-

dem lag ihr daran, dem peinlichen Zustande so bald als möglich ein Ende zu machen. Lorenz konnte sich von Europa nicht trennen, wenn seine Familie ihn nicht begleitete; Wilhelmine ward durch Nichts mehr an die Heimath gefesselt, sie konnte also dazu beitragen, daß der Vater ihrer Kinder das sichere Amerika erreichte.

Mittag war vorüber, als Wilhelmine durch die Glocke emporgeschreckt ward; sie glaubte, es müsse ein Bote kommen, der ihr Nachricht von Georg oder Lorenz bringe. Diesmal bat der Advokat Kurtz um eine Unterredung. Der kleine Mann war überaus fein gekleidet und duftete nach wohlriechenden Wassern.

— Sie wollen mich sprechen? fragte Wilhelmine auf dem Vorsaale.

Der Elegant verneigte sich lächelnd.

— Ich bitte darum.

Zugleich warf er einen forschenden Blick auf die junge Frau, die unschlüssig war, ob sie den lästigen Bewerber empfangen oder abweisen sollte.

— Zögern Sie nicht, fügte er hinzu, Sie werden eine Nachricht von großem Interesse empfangen.

Die Vermuthung drängte sich der armen Frau auf, daß der Advokat um die Rückkehr Lorenz Hube's

wisse. Sie hielt es demnach für gerathen, den mehr als lästigen Besuch anzunehmen.

— Treten Sie ein, mein Herr!

Beide befanden sich in dem Wohnzimmer.

— Ich stehe sogleich zu Diensten!

Wilhelmine verneigte sich und führte die Kinder in das Schlafgemach, wo sie ihnen Anweisung zum Spielen gab.

Der Advokat, der ihr lächelnd nachgesehen, flüsterte vor sich hin:

— Wie schön diese Wilhelmine geworden ist! Wahrlich, wer sie nicht näher kennt, würde sie kaum für eine Frau halten. Ihre Wangen sind roth, ihre Augen glänzend geworden ... Sie hat den Gram und den Schmerz überwunden, den der saubere Gatte ihr bereitet ... Ein gutes Zeichen für das Gelingen meines Unternehmens! Heute muß es sich entscheiden, denn es liegt Gefahr für mich im Verzuge. Ich werde alle Minen springen lassen, um die entgegentretenden Hindernisse zu beseitigen. Wilhelmine ist nicht nur eine kolossal reiche, sie ist auch eine bildschöne Frau ... Die beiden Kinder kann man schon in den Kauf nehmen ... Es giebt ja Pensionate genug, um die kleinen Geschöpfe unterzubringen.

Wilhelmine kam zurück.

— Was hat der Herr Advokat mir mitzutheilen? fragte sie so ruhig, als es ihr möglich war.

Adolf betrachtete lächelnd seine kurze und dicke Hand.

— Nach einer solchen Einladung, meinte er, wäre es rathsam, zu schweigen. Ich komme in der besten Absicht, und Sie empfangen mich wie einen lästigen Menschen, fast wie einen Feind, der Ihr Verderben will.

Sie deutete vornehm auf einen Stuhl.

— Nehmen Sie Platz, Herr Advokat!

— Um Ihnen darzuthun, daß ich es gut meine und Aeußerlichkeiten vergessen kann.

— Denken Sie auch daran, daß ich eine alleinstehende, vom Schicksal hart verfolgte Frau bin ...

— Dieser Gedanke, Frau Hube, führt mich zu Ihnen.

Er ließ sich nieder. Die Füße des kleinen Mannes berührten nur mit den Fußspitzen den Boden. Wie kleinlich, wie lächerlich nahm sich der Knirps aus der schönen stattlichen jungen Frau gegenüber.

— Sie wissen, begann er nach kurzer Pause, daß ich die zartesten und heiligsten Empfindungen für Sie hege, Empfindungen, die nicht nur vor langer

Zeit erstanden sind, sondern auch die größte Achtung vor Ihnen dokumentiren. Erschrecken Sie nicht ob dieser Einleitung, die vielleicht die Meinung in Ihnen hervorrufen kann, ich dringe auf Antwort ... Sie wissen was ich meine ... Nun, ich bringe Ihnen zunächst die Nachricht, daß man ein neues Verbrechen Ihres Mannes entdeckt hat ...

— Was, was noch? fuhr Wilhelmine auf.

— Ein Verbrechen, an dem auch Ihr Onkel Andreas Hube Theil hat.

Die junge Frau starrte den Advokaten an.

— Andreas Hube, der reiche Mann?

— Die Vermuthung, die ich gehegt, hat sich leider bestätigt. Mir wäre die lästige Aufgabe zugefallen, Herrn Hube zu vertheidigen, da ich, wie Sie wissen, sein Sachwalter bin. Ich bin dessen überhoben, da Herr Hube diesen Mittag gestorben ist.

— Mein Gott! stammelte Wilhelmine.

— Nehmen Sie so großen Antheil an diesem Trauerfalle? fragte ironisch der Advokat. Mir ist bekannt, daß der herzlose Onkel Sie übel behandelt hat ...

Wilhelmine hatte die Hände gefaltet.

— Ich gönne ihm die ewige Ruhe! flüsterte sie.

Möge Gott dem Verblendeten nicht anrechnen, was er hier aus Schwachheit gesündigt hat.

Sie senkte das Haupt, als ob sie still betete.

— Das ist edel, sehr edel gedacht, meinte Kurtz. Damit ist aber die Sache nicht abgethan. Die Behörde fordert die Bücher des Verstorbenen und ich muß sie ausliefern. Der zufällige Umstand, daß Andreas Hube an einem Sonntag gestorben, hindert das Gericht an dem sofortigen Einschreiten. Ich erstatte morgen erst die Anzeige ...

— Was kümmert das mich? fragte Wilhelmine.

— O, Sie haben einen großen Vortheil davon.

— Ich, die Andreas Hube haßte?

— Und dennoch, verehrte Frau.

— Ich hoffe nicht, den Verstorbenen zu beerben.

Adolf hatte wiederum die Brillantringe an seinen Fingern beobachtet.

— Es handelt sich nicht um die Erbschaft, Frau Hube.

— Um was sonst?

— Ihr Onkel hat mir, ehe er verschied, sein Geheimbuch übergeben. Benutzen Sie es, sagte er, um so viel als möglich zur Rettung meiner Ehre zu thun, wenn diese angegriffen werden sollte. In diesem Geheimbuche fand ich einen Posten von fünfzigtausend

Thalern, den Frau Wilhelmine Hube im Auftrage eines gewissen Jeremias Freitag erhoben hatte ...

— Nein, nein! rief erschreckt die junge Frau.

Kurtz streckte die Hand aus.

— Ihr Leugnen würde nichts nützen, sondern nur schaden.

— Der habsüchtige und geizige Hube konnte viel in sein Buch schreiben, um mich zu verderben. Ich habe kleine Summen als Unterstützung von ihm erhalten ... Später hat er mich schmählich abgewiesen und verhöhnt. Nein, nein! rief sie zitternd.

— Lassen wir das! entgegnete ruhig der Advokat. Bedenken Sie, welche Verwickelungen es herbeiführen würde, wenn das Gericht erfährt: Frau Hube steht mit dem geheimnißvollen Jeremias Freitag in Verbindung. Wer ist Jeremias Freitag? Sein Name spielt eine Rolle in den Kriminal-Akten, der Advokat Hube hat sich seiner zu Fälschungen bedient, ohne über die Person des großen Unbekannten Auskunft geben zu wollen oder zu können ... jetzt tritt Frau Wilhelmine auf in dem Drama, das die Welt beschäftigt, von ihr wird man schon den Zusammenhang der Dinge erfahren ...

— Ich weiß nichts, mein Herr!

— Mir sind Sie keine Rechenschaft schuldig.

— Ich kenne auch Jeremias Freitag nicht.

— Dies zu erforschen ist Aufgabe des Untersuchungsrichters, der die Angelegenheit ergreift, sobald ich das Geheimbuch Andreas Hube's einreiche.

Wilhelmine konnte ihre Bestürzung nicht länger verbergen.

— Das ist ein Werk der Rache! stammelte sie. Der unversöhnlich Andreas, dem ich nie eine Beleididung zugefügt, will mich und meine Kinder verderben. Mein Gott, ich habe ja schon genug gelitten, man kann mich jetzt wohl in Ruhe lassen. Und Sie, Herr Advokat, der Sie versichern, ein gewisses Interesse für mich zu hegen ...

Heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Kurtz hatte die Weinende mit forschenden Blicken betrachtet.

— O gewiß, flüsterte er; ich hege das lebhafteste Interesse für Sie. Wäre es anders, ich würde nicht gekommen sein, Sie von der Ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Ich habe keine Meinung, kann auch keine haben, da mir Ihre Familienverhältnisse fern sind; aber als Jurist bin ich im Stande, Ihnen den Verlauf der Dinge vorherzusagen. Man wird Sie in Anklagestand versetzen und Untersuchungs-

haft über Sie verhängen, da eine Entweichung als wahrscheinlich angenommen werden kann.

— Meine Kinder, meine armen Kinder! schrie die Mutter auf.

— Ihre Kinder finden im Waisenhause einen Platz.

Die arme Frau rang die Hände.

— Ich trenne mich nicht von meinen Kindern! Herr Advokat, wenn Sie ein Herz in der Brust tragen, treiben Sie mich der Verzweiflung nicht entgegen.

Kurtz zuckte mit den Achseln.

— Sie versichern, daß Sie unschuldig sind!

— Ich kann, ich werde mich rechtfertigen; aber das Gefängniß, die Trennung von meinen Kindern ... Es steht in Ihrer Macht, das Geheimbuch zu verbergen ... Es schadet Niemand ... Hube ist todt, möge seine Asche in Frieden ruhen ... Ich aber lebe noch und muß für meine Kinder sorgen ... Gönnen Sie mir das einzige Glück, das ich als Mutter empfinde, Gott wird es Ihnen lohnen!

Sie streckte die gefalteten Hände dem Advokaten entgegen.

— O, Sie sind zu beklagen! murmelte er.

— Helfen Sie mir doch! bat die Weinende.

Adolf hatte sich erhoben.

— Wilhelmine, stammelte er, ich bin nicht minder unglücklich als Sie!

— Nein, nein!

— Sie wissen, wie leidenschaftlich ich Sie liebe! Jetzt muß ich sehen, daß das Unglück auf Sie einstürmt, daß Sie ohne Schutz einer Macht gegenüberstehen, die sie erdrückt ... Ich möchte Ihnen gern nützen, aber ich darf nicht ...

— Wer verbietet es Ihnen, Herr Advokat?

— Sie selbst, Wilhelmine.

— Ich?

— Sie, Sie selbst!

Wilhelmine neigte schmerzlich das Haupt.

— Ich verstehe sie nicht ganz! flüsterte sie weinend.

Der Advokat wartete einige Augenblicke, ehe er mit fester Stimme sagte:

— Für meine Gattin gehe ich in den Tod ... Wilhelmine, enden Sie die Qualen, die mich verzehren ... Ich werde dankbar sein, so lange ich athme! An meinem Namen haftet kein Makel, die Welt nennt ihn mit Achtung ... Auch besitze ich ein Vermögen, das mir erlaubt, Ihnen alle Freuden des Lebens zu bereiten ... Für Ihre Kinder werde ich

väterlich sorgen, sie werden meinen Namen führen und den Hube's ablegen ... Ich selbst, Wilhelmine, will Ihr Sklave sein, will nur thun, was Ihnen angenehm ist ... Meine Praxis kann ich niederlegen, um mit Ihnen die Stadt zu verlassen, in der Sie so viel Elend ertragen haben ... An meiner Seite werden Sie eine geachtete, glückliche Frau sein ... Aber Sie gehen einer gräßlichen Zukunft entgegen, wenn Sie allein bleiben ...

— Genug, Herr Advokat, genug! stammelte die arme Frau. Ich kann Ihnen nicht angehören, es ist unmöglich! Vergessen Sie mich! Sie setzen zu viel Hoffnungen in meine Person; ich kann auch die kleinste davon nicht erfüllen. Wenn Sie auf mich keine Rücksicht nehmen wollen, so denken Sie an meine armen Kinder, die verwaist in der Welt stehen, sobald ihnen die Mutter fehlt ... Im Namen Gottes, Herr Advokat, bewahren Sie mich vor den Nachstellungen des Gerichts!

Sie sank zu den Füßen des kleinen Mannes nieder.

— Wilhelmine, rief er mit schneidender Stimme, ist das Ihre letzte Entscheidung?

— Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht anders kann!

— Sie haben Zeit gehabt zu überlegen.

— Geben Sie mich auf, Herr Advokat! bat die Knieende.

Adolf Kurtz lächelte boshaft wie ein Satyr.

— Es muß sein, ich gebe Sie auf!

Er wandte sich, als ob er gehen wollte. Wilhelmine sprang auf und hielt ihn zurück.

— Vernichten Sie das Geheimbuch!

— Jetzt noch? Jetzt noch?

— Ich beschwöre Sie bei dem allmächtigen Gott! Sie können es, wenn Sie wollen.

Der kleine Mann trat rasch zu ihr zurück.

— Ja, ich kann es, rief er fest; aber ich will nicht! Sie verweigern mir dasselbe, was ich von Ihnen fordere: Mitleiden. Mein Leben ist ein verfehltes, wenn ich es ohne Sie beschließen, wenn ich Sie an der Seite eines Andern sehen muß. O, wüßten Sie, was ich gelitten habe, seit Sie Hube's Frau waren... Jetzt liegt die Möglichkeit vor, daß Sie mir angehören können ... Da tritt Ihr böser Wille dazwischen, ich werde zurückgeschleudert in die Nacht der Verzweiflung, und das kaum erglommene schwache Licht erlischt wieder. Freilich, ich bin der kleine Mann, über den die Damen lachen, den sie wie einen Knaben

betrachten ... Nicht eine von Ihnen denkt daran, daß ich Energie des Willens und einen Geist besitze, wie ihn mancher Riesenkörper nicht aufzuweisen hat. Wohlan, kämpfen sie mit dem Knaben, er wird Ihnen morgen schon seine Ueberlegenheit zeigen. Ich habe Sie um Erbarmen angefleht, habe Ihnen den Jammer geschildert, der meine Brust zerreißt ... wohlan, jetzt werden Sie die kalte Seele kennen lernen, die vernichtet, indem sie den Lauf der Dinge nicht hemmt. Ich weiß, daß Sie mit den schändlichsten Verbrechen in Berührung gekommen sind; trotzdem biete ich Ihnen die Hand, um Sie in eine ehrenvolle Sphäre zurückzuziehen ... Sie weichen vor dem unscheinbaren Manne zurück, der den Körper eines Knaben, aber, wie Sie morgen erkennen sollen, den Geist eines Riesen hat. Gehen Sie, ich habe mit Ihnen abgeschlossen.

Wilhelmine lag weinend auf dem Sopha.

— Sie antworten nicht? rief Kurtz.

— Verderben Sie mich! schluchzte die junge Frau.

— Ah, Sie fühlen sich schuldbeladen.

— Ich werde der Gefahr die Stirn bieten, werde mich dem Richter stellen, der mich auffordert vor Gericht zu erscheinen. Man verurtheilt nicht ohne Beweise ...

Kurtz zischte mit durchdringender Stimme:

— Freilich wird man Beweise fordern; aber ich werde sie liefern. Wilhelmine, zu Ihrem eigenen Heile, lassen Sie mich so nicht gehen ...

— Ich kann nicht, ich kann nicht!

— Ein Wort von Ihnen, und Sie werden reich, geachtet und glücklich sein.

Sie hob ihr thränenfeuchtes Antlitz empor.

— Lassen Sie ab, Herr Advokat; ich bleibe dem Manne treu, den ich trotz seiner Verirrungen lieben muß.

Der kleine Advokat sah schrecklich aus, indem er die Worte rief:

— Wohlan, so wandern Sie in das Zuchthaus; die Zelle, die Lorenz Hube verlassen, steht noch leer.

Er verließ rasch das Zimmer.

Wilhelmine mußte nachsinnen, um ganz ihre Lage zu erfassen.

— Lorenz ist zurückgekehrt, flüsterte sie vor sich hin; mein Bruder Georg hat mir die Nachricht gebracht ... Andreas Hube ist todt ... In seinem Geheimbuche steht verzeichnet, daß ich im Namen des Jeremias Freitag eine große Summe gefordert und erhalten habe ... Und mein eigener Bruder ist Jeremias Freitag ... Ist das eine heillose Verwirrung!

Ich entziehe mich ihr durch die Flucht! Die Flucht ist das Rettungsmittel, ich ergreife es ohne Zaudern. Dann sind wir Alle geborgen.

Sie holte ihre Kinder, drückte sie an sich und schwor, Alles zu meiden, was den kleinen Wesen zum Nachtheile gereichen könnte. Gegen Abend kam eine alte zuverlässige Frau, welche die Dienste einer Aufwärterin verrichtete.

— Frau Hohl, sagte Wilhelmine, ich muß diesen Abend einen Besuch abstatten, möchte aber meine Kinder nicht allein lassen; können Sie bis zehn Uhr hier bleiben?

Die Alte sagte zu.

— Gut, ich werde sie reichlich entschädigen.

— Verlassen Sie sich auf mich, Frau Hube.

— Sollte Jemand die Glocke ziehen, so öffnen Sie nicht; Sie bleiben in dem Schlafzimmer bei den Kindern.

— Es hat ja nichts zu sagen, statten Sie getrost den Besuch ab; ich bleibe, bis Sie zurückkehren.

Man traf die Vorbereitungen.

Kurz vor sieben Uhr lagen die Kinder in ihren Betten. Wilhelmine machte Toilette. Als es sieben schlug, ward die Glocke gezogen ... Georg Forst erschien.

— Bist Du bereit, Wilhelmine?

— Ich kann auf drei Stunden abkommen.

— Du wirst früher zurückkehren, Schwester.

— Um so besser.

— Es kommt ganz auf Dich an, wie Du mit Lorenz fertig wirst, der Dich in fieberhafter Ungeduld erwartet.

Die junge Frau befestigte das Band ihres schwarzen Hutes unter dem Kinne.

— Georg, flüsterte sie, weißt Du es schon?

Der Administrator, der in der Mitte des Zimmers stand, fragte:

— Was soll ich wissen?

— Daß Onkel Andreas Hube diesen Morgen gestorben ist.

Georg zuckte heftig zusammen.

— Wie, Adreas Hube wäre ...

— Gestorben!

Die Augen des Administrators glänzten hell auf vor Freude.

— Wenn das wahr wäre! stammelte er.

— Es ist wahr, versicherte die junge Frau.

— Und wer brachte Dir die Nachricht?

— Der Advokat Adolf Kurtz.

Wilhelmine berichtete kurz ihr Verhältniß zu

dem kleinen Manne und verschwieg auch den Heiraths-antrag nicht. Georg hatte gespannt zugehört.

— Der Mensch hat gedroht? fragte er.

— Er will das Geheimbuch Hube's dem Gerichte übergeben, wenn ich nicht seine Frau werde. In diesem Falle, meinte er, würde man endlich Gewißheit über Jeremias Freitag erhalten, der sich bis jetzt allen Nachforschungen zu entziehen gewußt habe.

— Und was hast Du dem frechen Patron erklärt?

— Daß ich mich nie von meinem Manne trennen würde, wie auch der Verlauf der Dinge sich gestalten möge.

Der Administrator reichte ihr die Hand.

— Gut, Wilhelmine! sagte er zufrieden. Du hast weder den Advokaten noch das Geheimbuch des verstorbenen Hube zu fürchten; nimm Rücksprache mit Deinem Manne und sucht Euch ein Plätzchen in der neuen Welt, das ist mein Rath. Wie steht es mit Deiner Kasse?

— Ich bedarf vor der Hand der Unterstützung nicht, da ich sehr eingezogen gelebt habe.

Wilhelmine ging noch einmal zu den Kindern.

— Was ist das? murmelte Forst vor sich hin. Andreas Hube lebt nicht mehr und der Advokat Kurtz weiß, daß Jener mich gefürchtet hat ... Mein Ge-

heimniß steht auf dem Spiele ... Andreas hat vielleicht in der letzten Stunde gebeichtet oder Verrath geübt! O, dieser Dummkopf! Und Kurtz will Wilhelminen heirathen? Der Schurke hat längst die Erbschaft gewittert, mein Argwohn ist begründet ... Noch einen letzten kühnen Streich, und ich bin am Ziele. Dem Advokaten muß die Beute entzogen werden, es koste was es wolle. Wilhelmine ist meine Schwester nicht ... Mit ihr wird mein gefährlichstes Geheimniß zu Grabe getragen. Den kleinen Advokaten will ich schon abschütteln, denn ich kenne einen Schurkenstreich, der ihn in das Strafhaus bringt.

Die junge Frau kam zurück.

— Du hast geweint, Schwester!

— Weil mir die Trennung von meinen Kindern so schwer fällt!

— Eine Trennung für zwei Stunden ...

— Gott gebe, daß ich sie bald wiedersehe.

— Zweifle nicht daran, Schwester, Du stehst unter dem Schutze des Bruders. Wäre es nicht zu gefährlich, ich würde Deinen Mann zu Dir geführt haben ...

— Nein, seine Sicherheit soll durch mich nicht bedroht werden. Gehe ich nicht zu ihm, so kommt er zu mir ... Beeilen wir uns.

Wilhelmine nahm die Kerze mit auf den Vorsaal. Leise öffnete sie die Thür, die zu der Treppe führte. Als Georg hinausgetreten war, löschte sie die Kerze aus. Dann verschloß sie sorgfältig die Thüre und folgte dem Bruder, der schon die Treppe hinabstieg. Draußen war es dunkel, die Gaslaternen brannten. Auf der Straße sagte Wilhelmine:

— Bruder, ich vertraue mich Dir an, weil ich keinen Argwohn in Deine Anhänglichkeit an mich setze; Du bist mir gegenüber nicht Jeremias Freitag, den alle Welt fürchtet ...

— Thorheit! unterbrach sie der Administrator. Jeremias Freitag ist nicht schlechter als Andreas Hube und Adolf Kurtz! Wenn Dein Mann wollte, könnte er sich mit demselben Rechte Jeremias Freitag nennen, als ich mich Dir gegenüber so genannt habe. Dieser Name existirt nur auf falschen Papieren. Folge Deinem Bruder, er ist der einzige Mensch, der es aufrichtig mit Dir meint. Ah, dort hält unser Wagen.

Wilhelmine stieg ein; sie wußte ja keinen Grund, der den Bruder veranlassen könnte, tückisch gegen sie zu handeln. Die Vorsicht, die er anwandte, war von den Umständen geboten, sie konnte sich darüber nicht wundern.

— Sie wissen, wohin Sie uns fahren? fragte

Georg laut den Kutscher, der unbeweglich auf dem Bocke saß.

— Ja, Herr! antwortete eine rauhe Stimme.

— Beeilen Sie sich, Sie werden doppeltes Trinkgeld erhalten.

— Soll geschehen.

Georg stieg ein und schloß den Schlag hinter sich. Der völlig verdeckte Wagen rollte rasch über das Pflaster der Straße. Bald bemerkte man, daß die Räder einen chaussirten Weg berührten, denn die Bewegung war sanfter geworden. Die junge Frau empfand eine unbeschreibliche Angst; sie theilte dies dem Bruder mit, der ruhig ihr zur Seite saß.

— Ich glaube Dir, liebe Schwester! war die Antwort. Es wird Zeit, daß Du endlich zur Ruhe gelangst, Du führst ein trauriges Leben. Auch mir liegt daran, daß Lorenz Europa für immer verläßt, denn der Tod Hube's, der sich ohne Zweifel bestätigen wird, bringt ihm vermehrte Gefahr.

— Und was wirst Du beginnen, Georg?

— Ich werde Euch wohl folgen. Auch Daniel lebt in Amerika.

— Wie, Daniel?

— Er hat mir vor einiger Zeit aus Boston geschrieben.

— Geht es ihm gut?

— Es scheint so. Dein Mann wird ihn aufsuchen, ich habe ihm bereits die Adresse gegeben.

Wilhelmine beruhigte sich, als sie diese Auskunft über den ältesten Bruder vernommen hatte. Der Wagen fuhr rasch eine halbe Stunde weiter. Die Richtung, die er genommen, ließ sich nicht erkennen, da der Abend sehr dunkel war. Man hörte, daß starke Regentropfen an die verschlossenen Fenster gepeitscht wurden.

— Sind wir bald am Ziele? fragte die junge Frau.

Wir müssen zuvor ein Dorf passiren.

— Wie heißt das Dorf?

Georg nannte einen Namen.

— Und dann?

— Dann verlassen wir den Wagen, um einen Weg von zehn Minuten zurückzulegen, der uns zu dem Gehöfte führt, in welchem Dein Mann bei einem vertrauten Freunde Aufnahme gefunden. Der Kutscher darf nicht wissen, wohin wir gehen, es ist dies für alle Fälle gerathen.

Bald zeigten sich die Lichter des Dorfes. Man kam an der Schenke vorüber, in der die Landleute ein Sonntagstänzchen abhielten. Musik und jauch-

zende Menschenstimmen drangen aus den hell erleuchteten Fenstern.

— Ah, flüsterte Wilhelmine, dieser Jubel erinnert mich an die grünne Tanne in Hornau, wo es Sonntags zuging wie hier.

Georg Forst antwortete nicht, er hatte den Kopf an das Fenster gebracht und lauschte auf das Getöse in der Schenke, welches das Rasseln der Räder übertönte. Nach und nach verschwanden die Lichter, es ward wieder still und finster. Wie Georg vorhergesagt, so geschah es. Kaum mochte eine Viertelstunde verflossen sein, als der Wagen hielt. Forst stieg zuerstaus.

— Deinen Arm, Schwester!

Wilhelmine erreichte mit Hülfe des Bruders den Boden. Der Kutscher, der einige Worte mit Georg gewechselt und Geld in Empfang genommen hatte, lenkte um und fuhr langsam zurück.

— Wo treffen wir den Wagen wieder? fragte Wilhelmine.

— An derselben Stelle, an der wir ihn verlassen haben. Folge mir getrost, liebe Schwester, ich habe Alles wohl verabredet. Reiche mir den Arm ... O, wie Du zitterst!

— Eine gräßliche Angst foltert mich! sagte mit

bebender Stimme die arme Frau. Fast möchte ich bedauern, den beschwerlichen Gang unternommen zu haben.

— Ich pflichte Dir bei, Schwester; der Gang zu dem Manne, der sich vor der Gendarmerie verbergen muß, weil er aus dem Zuchthause entsprungen, ist kein erfreulicher. Mache dem traurigen Zustande der Dinge ein Ende, erkläre dem Lorenz Deinen festen Willen auszuwandern, reise morgen oder übermorgen mit ihm ab und sage Europa für ewig Lebewohl. Auch ich werde bald nachkommen, um meine Kapitale in Amerika anzulegen. Zuvor jedoch rechne ich mit dem würdigen Advokaten Adolf Kurtz ab, der mir die Ehre erzeigen wollte, mein Schwager zu werden. Fürchte den Mann nicht; mein erster Besuch morgen früh gilt ihm, ich werde ihn zu hindern wissen, das bewußte Geheimbuch abzuliefern. Nun fasse Dich, Schwester; Lorenz ist vor Entdeckung sicher, Du kannst ungestört mit ihm verhandeln.

Der Weg, der durch ein Gebüsch führte, war von dem Regen schlüpfrig geworden. Wilhelmine mußte sich fester an den Arm ihres Begleiters klammern, um nicht zu straucheln. Die Luft war lau, da der Regen nachgelassen hatte. Der Frühling machte sein mildes Regiment schon bemerkbar. Durch die

noch blätterlosen Zweige der Bäume, die hier einen kleinen Forst bildeten, schien hell der Mond, den kurz zuvor noch schwarze Wolken bedeckt hatten. Ein mildes Licht webte über der vom Winterschlafe erwachenden Erde. Rings war es still wie in einem Gotteshause. Das Getöse des Dorfes hörte man längst nicht mehr, es lag zu weit hinter den Geschwistern, die so lange ruhig weiter gingen, bis die Bäume verschwanden.

— Was ist das? fragte Wilhelmine, die Schritte hemmend.

Auch Georg blieb stehen, um auf das Getöse zu lauschen, daß sich plötzlich vernehmen ließ.

— Ah, wir sind nicht weit mehr vom Ziele!

— Woher kommt das Rauschen?

— Von dem Flusse, den wir überschreiten müssen.

— Ist hier ein Fluß?

— Derselbe, der an der Stadt vorüberfließt. Aengstige Dich nicht, die große Steinbrücke ist fest und sicher, sie trägt Lastwagen.

Die Geschwister gingen weiter.

Das Rauschen, das sie Anfangs schwach gehört, ward immer stärker. Der Fluß brachte die Gebirgswässer, die dem Thale zuströmten. Schon nach fünf Minuten zeigten sich die Umrisse der Brücke, die einen

hohen Bogen bildete. Das Mondenlicht beschien hell den gewaltigen Steinbau, den man vor einigen Jahren erst vollendet hatte.

— Halte Dich fest, Schwester! sagte Georg, der rüstig weiter schritt. Von der Brücke aus können wir das Gehöft sehen, das Deinem Lorenz als Asyl dient; er wird sich freuen, Dich heute Abend schon zu sehen. Wüßte er uns so nahe, er würde uns entgegenkommen.

Der Weg führte sanft bergan.

Die niedere Mauer, die rechts und links die Schutzwehr bildete, zeigte an, daß man bereits auf der Brücke war, die kühn ihren Bogen von dem einen Ufer zu dem anderen spannte. Tief unten donnerte die Fluth, die sich an dem großen Steinpfeiler brach. Der Fuß berührte festen Stein, nirgends machte sich ein Schwanken bemerkbar. Auf der Mitte der Brücke blieb Georg stehen.

— Sieh' um Dich, sagte er.

— Weshalb? fragte Wilhelmine, die sich nach dem Gatten sehnte.

— Diese Mondschein-Landschaft ist kostbar.

Wilhelmine war wirklich ergriffen von dem Anblicke, der sich ihr bot. Sie sah stromabwärts. Unter ihren Füßen brach sich tosend die Wassermasse an

dem Pfeiler, der fast wie ein Fels der Brandung Trotz bot. Man sah den weißen Schaum der Wellen, die sich zischend durch die ihnen angewiesene Gasse drängten, dann aber auseinander stoben, nach rechts und links breit machten, daß sie die Ufer überschritten und nun eine ruhige fast unabsehbare Fläche bildeten, die wie ein großer Spiegel erglänzte. Bäume und Gesträuche ragten nur mit den Spitzen aus der Ueberschwemmung hervor, welche die ganze Niederung betroffen hatte. Ueber dieser glänzenden Fläche spannte sich wie ein Zelt der dunkelblaue Frühlings-Nachthimmel aus, der nicht nur mit dem klaren Monde, sondern auch mit einem Heere wunderbar glänzender Sterne geschmückt war, die friedlich die ihnen vorgeschriebenen ewigen Bahnen wandelten.

— Dort oben herrscht Frieden! flüsterte Wilhelmine. Ein ewiger seliger Frieden!

— Sehnst Du Dich darnach? fragte Georg.

— O, hätte ich meine Kinder nicht!

— Was würdest Du in diesem Falle thun?

— Der Gedanke ist gräßlich, ich will ihn verbannen.

Georg Forst ließ den Arm seiner Begleiterin fahren.

— Das Leben ist Dir zur Last, arme Dulderin, nicht wahr? Ja, die Menschen, die bösen Menschen, und die starren Gesetze, die den Verbrecher rücksichtslos verfolgen ... Es ist ein Jammer auf der Erde.

— Gehen wir weiter!

— Schwester, hast Du Dir die Tiefe schon angesehen?

Forst neigte sich über die niedere Mauer.

— Ein Schwall von Bergwasser! rief er. Kochend wie in einem Riesenkessel braust es empor!

— Gehen wir doch, bat Wilhelmine; Lorenz wartet.

Sie wollte fort.

— Sieh', wie das Wasser glänzt! rief Forst.

Er hielt die junge Frau bei der Hand zurück.

— Georg, mich erfaßt ein Schwindel!

Sie wollte ihm die Hand entreißen.

— Dort unten ist Ruhe! zischte er.

— Mann, bist Du rasend geworden?

Wilhelmine schwankte, sie hatte einen heftigen Stoß auf die Brust erhalten, der ihr den Athem raubte.

Georg hatte mit beiden Händen ihre Schultern erfaßt.

— Ich meine es gut mit Dir, Schwester!

— Zu Hülfe! Zu Hülfe!

— Sollst endlich Ruhe finden!

— Meine Kinder, meine armen Kinder! rief die Mutter in fürchterlichster Angst, denn sie fühlte sich emporgehoben.

Mit übermenschlicher Anstrengung suchte sie den Schrecklichen von sich abzuwehren; aber Georg war ein starker und gewandter Mann, er drückte den Kopf der Unglücklichen auf die niedere Mauer und versuchte es, sie in den Fluß zu stürzen.

— O, meine Kinder! stöhnte Wilhelmine, die sich in furchtbarer Verzweiflung zur Wehr setzte. Hülfe, man mordet mich!

Der Kampf, der entstanden, war ein gräßlicher. Der Administrator suchte die Kehle seines Opfers zusammenzudrücken, daß das Schreien erstickt werden sollte; Wilhelmine aber leistete einen Widerstand, den der Verbrecher kaum von einer Frau erwartet hatte. Er fühlte, daß seine Hände feucht waren von Blut, hörte, daß die junge Frau nur noch röchelte; trotzdem streckte sie ihm die Arme entgegen, daß er nur mühsam ihren Hals erreichen konnte.

— Bist Du noch nicht matt? zischte der Administrator boshaft.

— Rettet, rettet! Zu Hülfe! röchelte Wilhelmine, die ihre letzte Kraft schwinden fühlte.

Noch einmal erhob sich die Arme. Ein schwerer Faustschlag fiel auf ihre blutende Stirn ... sie sank zurück. Diesen Augenblick benutzte der Mörder ... er drückte den Oberkörper der Besinnungslosen auf die Mauer und versetzte ihr einen kräftigen Stoß. Wilhelmine verlor das Gleichgewicht ... sie sank lautlos in die Tiefe hinab. Das brausende Wasser nahm den Körper auf, der spurlos verschwand.

— Abgethan! murmelte Georg, der einige Augenblicke in die Tiefe gestarrt hatte. Der Fluß wird die Erbin schon für immer in Sicherheit bringen.

Nun blickte er um sich. Kein lebendes Wesen regte sich in der Umgegend. Unter der Brücke rauschte donnernd das Wasser, am tiefblauen Himmel glänzte der Mond, der sein mildes Licht auf die Stätte des grauenvollen Verbrechens warf. Kaltblütig murmelte der Mörder vor sich hin:

— Wer kann mich anklagen? Die Sterne oder der Mond? Bah, das Weib ist verunglückt, hat sich auch wohl aus Furcht vor den Angriffen des kleinen Advokaten in den Fluß gestürzt ... Wohlan, Kurtz, Du magst morgen denunziren, man wird dann

wissen, warum Wilhelmine Hube sich in den Fluß gestürzt hat.

Da lag ein weißes Tuch zu seinen Füßen.

— Schwester, murmelte Forst, Du hast etwas vergessen!

Er warf das Tuch in den Fluß.

Noch einmal sah er hinab, als ob er dem flatternden Tuche mit den Blicken folgen wollte.

— O, wer die Sprache des Wassers verstehen könnte! rief er aus. Da unten ruht das Geheimniß. Niemand wird es dem Elemente entreißen ... Das kommt auf die Rechnung des Jeremias Freitag; Georg Forst tritt als Erbe auf.

Das Rollen eines Wagens, der aus entgegengesetzter Richtung kam, ließ sich vernehmen. Gleich darauf schmetterte ein Trompetensignal durch die Nacht.

— Die Post! dachte der Mörder. Sie macht sich von Weitem bemerkbar ... Dank, Schwager, daß Du Dich ankündigst.

Er verließ rasch die Brücke.

Schon nach einigen Minuten rollte der Postwagen heran. Während des langsamen Fahrens auf der Brücke blies der Postillon ein lustiges Stückchen.

— Ah, dachte der Mörder, der hinter einem Strauche lauschte, das Grablied der Erbin von Hornau.

Der schwere Wagen rollte vorüber.

Georg Forst trat nun rasch den Rückweg an. Als er an der erleuchteten Schenke vorüberging, in der das junge Bauernvolk lustig tanzte, betrachtete er seine Hände ... sie waren von Wilhelminens Blute geröthet. Der Mörder wusch sich in dem Wasser, das sich rechts vom Wege in einer Vertiefung angesammelt hatte; dann ging er weiter. Gegen 10 Uhr erreichte er die Stadt. Am Thore nahm er den ersten Fiaker, der ihm begegnete, und ließ sich nach dem besten Hotel fahren, das er stets zu bewohnen pflegte, wenn er zur Stadt kam. Der Portier kannte ihn schon.

— Hat Jemand nach mir gefragt?

— Nein, Herr Administrator.

— Den Schlüssel zu meinem Zimmer.

— Hier ist er!

Das Zimmer lag im ersten Stocke des prachtvollen Hotels. Als der Kellner den Gast kommen sah, zündete er eine Kerze an und öffnete dem Mörder ehrerbietig das Zimmer.

— Ich werde im Saale speisen! sagte vornehm der Gast.

— Wie Sie befehlen!

Der Kellner verneigte sich tief und ging. Hätte er gewußt, wen er bediente! Nachdem der Administra-

tor die Thür verriegelt hatte, untersuchte er seine Kleider; sie waren rein, nur an den Händen zeigten sich noch schwache Blutspuren. Der schreckliche Mann flüsterte lächelnd vor sich hin, als er die Hände in das Waschbecken brachte:

— Es ist doch nicht ohne Blut abgegangen. Der Kampf mit dem Weibe, so kurz er auch war, konnte unterbleiben; so habe ich die Mühe, daß ich mich reinigen muß. Es giebt Menschen, die sich das Leben, Andere, die sich den Tod schwer machen.

Er öffnete seinen Reisekoffer, holte Wäsche hervor und machte frische Toilette. Der Administrator konnte noch lächeln, als er den letzten Blick in den Spiegel warf. Er glich einem Elegant, der sich anschickt in Gesellschaft zu gehen.

— Vortrefflich! flüsterte er. Nun werde ich zu Nacht speisen.

Er übergab dem Kellner den Schlüssel und ging hinab in den Speisesaal. Die Gesellschaft, aus Offizieren und Civilisten bestehend, befand sich noch in animirter Stimmung. An einigen Seitentischen ward Karte gespielt. Herren und Damen saßen an der Tafel plaudernd und speisend. Der Administrator entdeckte keinen Bekannten; er ließ sich an der Tafel nieder und bestellte Speisen und Champagner. Die

Bedienung war musterhaft, dem Range des Hotels angemessen ... nach einigen Minuten stand das Bestellte auf der Tafel. Forst mußte nicht zum ersten Male einen Mord verübt haben, er mußte ein routinirter Verbrecher oder ein vollkommen herzloser Mensch sein, denn er speiste mit einem Appetite, als ob er der harmloseste Mensch von der Welt sei. Den Champagner trank er wie ein Mann, der gewohnt ist, nur die feinsten Weine zu genießen. An seinen feinen weißen Fingern blitzten werthvolle Ringe und auf dem Hemdstreifen eine werthvolle Busennadel, deren Diamanten in prachtvollen Farben spielten. Wie geschickt füllte er das Kelchglas mit dem schäumenden Weine! Wie schlürfte er mit Kenner-Miene das pikante Naß! Der ersten Flasche folgte bald eine zweite ... Der Mörder blieb ruhig, es zeigte sich nicht die geringste Erregung in seinen Zügen. Der Mörder im Salon, an reich besetzter Tafel, umgeben von der Aristokratie der Stadt!

Ihm gegenüber nahm ein kleiner Herr Platz.

— Ah, Herr Administrator! rief dieser.

— Herr Advokat Kurtz! rief der Administrator.

— Seit wenn sind Sie in der Stadt?

— Seit gestern, lieber Herr Doktor.

Der Doktor gab dem wartenden Kellner Aufträge.

— Haben Sie mir einen Besuch zugedacht? fragte lächelnd der Rechtsanwalt.

— Für diesmal nicht, Herr Doktor.

— So freut es mich, daß der Zufall mich Ihnen entgegenführt.

Forst verneigte sich.

— Wahrlich, der Zufall! Hätte mich die Oper nicht angezogen, die ich diesen Abend gehört, ich würde auf der Rückreise nach Hornau begriffen sein.

— Ah, Sie sind im Theater gewesen!

— Ja, Herr Doktor!

— Und morgen Abend treffen Sie auf dem Schlosse ein, das ihnen zur Administration übergeben ist?

— Ich muß, da die Frühjahrsarbeiten meine Anwesenheit erfordern.

Adolf Kurtz hatte das Glas gefüllt, er stieß mit dem Nachbar an.

— Auf Ihr Glück! flüsterte er lächelnd.

Georg Forst, der getrunken hatte, fragte:

— Auf mein Glück?

Der kleine Mann nickte mit dem Kopfe und trank.

— Wie meinen Sie das? fragte Forst.

— Wenn sich nun die Erbin nicht findet, die das Testament des Generals verlangt ...

— Ah so!

— Sie sind die rechte Hand des Erblassers gewesen ...

Georg lächelte schmerzlich.

— Man sagt es, da ich dem kranken Herrn alle Geschäfte abgenommen habe. Ich beziehe freilich einen anständigen Gehalt, der mich reichlich für meine Mühewaltungen entschädigt, aber sonst bleibt mir keine Aussicht ...

Der Doktor speiste.

— Stoßen wir noch einmal an! rief er plötzlich.

— Auf Ihr Glück, Herr Doktor!

Die Gläser der Beiden berührten sich.

— Wollen Sie morgen früh wirklich reisen?

— Mit dem ersten Bahnzuge, Herr Doktor. Ich bin um eine Nacht zu lange geblieben.

— Gut, so plaudern wir diesen Abend noch; es trifft sich wohl sobald nicht wieder, daß wir uns bei der Flasche unterhalten können. Ich setze mich zu Ihnen.

Die beiden Männer, die tranken und Cigarren rauchten, saßen neben einander; sie bildeten eine abgesonderte Gruppe an dem äußersten Ende der Tafel.

Die übrigen Gäste, meist Reisende, zogen sich nach und nach zurück.

Adolf Kurtz fragte vertraulich:

— Sie sind zum Vollstrecker des Testaments ernannt, das der wunderliche General hinterlassen hat.

— Ja, Herr Doktor. Wir haben ja früher schon darüber gesprochen.

— Das Testament, das der General vor Jahren gemacht, hat sich in meinen Akten vorgefunden.

— So? fragte Forst, der ruhig trank.

— Es ist in aller Form Rechtens angefertigt.

— Ich glaube es schon, Herr Doktor; der General war ein vorsichtiger Mann, trotz seiner Wunderlichkeiten, die er bis zu seinem Tode nicht abgelegt hat.

— Sie können wohl denken, daß ich das Testament vorlege.

— Wie Sie wollen! murmelte Forst.

— Auch ist es mir gelungen, die darin eingesetzte Erbin zu finden ...

— Um so besser! Ich sehe schon, daß mir das Geschäft leicht gemacht wird.

Der Advokat war erstaunt über die Ruhe des Administrators. Er fuhr fort:

— Sie haben sich einige Mal nach dem frühe-

ren Testamente bei mir erkundigt, Herr Administrator ... Auf Ihre Anfragen hin habe ich Forschungen angestellt ... Neulich erst finde ich das werthvolle Dokument ... Wie seltsam, daß es mir so lange entgangen ist:

— Neulich erst? fragte bedeutsam Forst.

— Gewiß!

— Und wer ist die Erbin?

— Ich habe sie in der Person der Frau des flüchtigen Advokaten Hube entdeckt.

— Ah, Herr Doktor! rief Georg. Das ist von Bedeutung.

— Von großer Bedeutung, wiederholte Adolf Kurtz. Vielleicht, Herr Administrator, können wir ein Geschäft machen. Ich schließe aus Ihren Annäherungen an mich, daß Sie nicht abgeneigt sind ...

Georg flüsterte ihm zu:

— O, ich mache gern Geschäfte, vorzüglich einträgliche; Sie sind Jurist, Herr Doktor, haben ausgebreitete Kenntnisse ... Schlagen Sie vor ... Ist es mir möglich, darauf einzugehen, so finden sie mich bereit.

Der kleine Doktor rückte dem Administrator näher.

— O, ich wußte es wohl! flüsterte er lächelnd. Hätten wir uns doch früher verständigt.

Der Administrator hatte sein Glas geleert.

— Ich glaube, es ist jetzt noch Zeit genug!

— Ohne Zweifel, denn ich habe es bis jetzt unterlassen, Frau Hube von den Ansprüchen in Kenntniß zu setzen, die sie an das Vermögen des Generals erheben kann. Ich konnte ja auch nicht anders, da ich ihre Abstammung genau erforschen mußte. Außerdem hatte ich früher keine Kenntniß von dem erfolgten Ableben des Generals ...

Dem Administrator lag nur daran, die Absichten des kleinen Doktors kennen zu lernen, auf eine Vereinbarung mit ihm brauchte er nicht einzugehen, da die gefürchtete Erbin schon beseitigt war. Adolf Kurtz, der abgewiesene Freier, wollte sich nicht nur an der spröden Frau, die ihm verachtete, rächen, er wollte auch aus dem Handel, den er einzuleiten hoffte, Vortheil ziehen. Die Schurken trachteten also darnach, sich gegenseitig auszuforschen und zu überlisten. Beide setzten, wie aus ihren Zumuthungen hervorgeht, in ihre Ehrlichkeit kein festes Vertrauen. Da das Gespräch unter vier Augen geführt ward, konnte Jeder seine Aussagen und Forderungen leugnen, wenn dies später nöthig erscheinen sollte.

Kurtz fragte leise:

— Können Sie mein Testament brauchen?

Georg Forst sah auf.

— Wie?

— Sie müssen wissen, was geschehen soll, wenn die Erbin fehlt, das heißt, wenn sie sich nicht meldet.

— Ah so!

— Verstehen Sie mich jetzt?

— Vollkommen!

— Der wunderliche General hat so oft testirt, so viel Kodizille geschrieben, daß es Mühe kosten wird, sich durchzufinden. Ich schmeichle mir, ein guter Jurist zu sein.

— Das weiß die Welt, Herr Doktor.

— Aber Licht und Ordnung in dieses Chaos zu bringen, halte ich für eine Aufgabe, die nur durch einen endlosen Prozeß gelöst werden kann. Es ist durchaus nothwendig, daß die Einmischung der Behörden fern gehalten werde.

Georg murmelte:

— Das begreife ich, ohne Jurist zu sein.

— Je einfacher und klarer die Angelegenheit ist, desto rascher wird das Arrangement bewirkt werden können. Schaffen Sie darum die Dokumente bei Seite, die Ihnen mißliebig sind. Ich glaube, das Dokument, das ich aufbewahre, zählt zu diesen ... Von den Briefen des Generals, die er an meinen

Vater geschrieben, will ich nicht sprechen ... Auch diese kann ich mit ausliefern ...

— Gut, recht gut!

Der Administrator überlegte einige Augenblicke; er dachte daran, daß Wilhelmine zwei Kinder hinterlassen, die, wenn das Testament bekannt würde, in die Rechte der Mutter einträten. Er fragte:

— Was verlangen Sie für das Testament?

Auch Kurtz überlegte.

— Es kommt darauf an, flüsterte er nach einer Pause. Das Vermögen, um das es sich handelt, ist enorm ...

— Ich weiß es wohl.

— Der zukünftige Besitzer kann sich Glück wünschen.

— Wer aber wird der Besitzer sein? fragte Forst lächelnd.

Der Doktor legte seine Hand auf die des Genossen.

— Sind Sie nicht der Freund des Generals gewesen?

— Ich glaube es.

— Hat er Sie nicht zum Testamentsvollstrecker ernannt?

— Gewiß!

— Sie werden auch das Testament kennen, wie der Vernünftige voraussetzen muß.

— Ich kenne es nach den Mittheilungen des Generals, der mir auch gesagt hat, daß er eine Tochter hinterlasse. Außerdem fand ich eine schriftliche Anweisung, von dem Herrn Doktor Kurtz das Testament einzuziehen, das durch ein Kodizill anullirt ist.

Der Advokat stutzte.

— Anullirt, mein Herr?

— Hätte ich das Notizbuch bei der Hand, ich würde es beweisen können. Außerdem ist Wilhelmine nicht ein legitimes Kind . . .

— Trotzdem, mein Herr, hat der Vater sie zur Erbin eingesetzt.

— Wissen Sie das, Herr Doktor?

— Ich glaube, ziemlich genau, Herr Administrator.

— Darf ich die Quelle erfahren?

Der kleine Mann warf sich in die Brust, indem er entschieden antwortete:

— Dies, Herr Advokat, ist mein Geheimniß!

— Ah so!

— Es steht aber gegen mäßigen Kaufpreis zu Ihrer Verfügung.

— Wahrhaftig?

— Ich rede stets die Wahrheit.

— Wir müssen uns verständigen, lieber Freund! flüsterte Forst.

— Darauf habe ich gewartet. Sie können mich, ich kann Sie brauchen. Gehen wir Hand in Hand, damit das schöne Vermögen nicht dem Fiskus anheimfalle oder der ... Tochter des Generals.

— Kurtz fügte in Gedanken hinzu:

— Meine Vermuthungen treffen ein, ich habe den rechten Mann gefunden.

Georg Forst dachte:

— Existirten die Kinder Wilhelminens nicht, ich würde diesen pfiffigen Advokaten gebührend abweisen. Für jetzt werde ich ihn durch falsche Hoffnungen kirren. Wilhelmine hat ihn abgewiesen, jetzt sucht er auf andere Weise seinen Vortheil. O, ich durchschaue diesen großen kleinen Mann, der zu jeder Schandthat fähig ist.

Der größte Theil der Gäste hatte sich aus dem Speisesaal entfernt; nur die Kartenspieler waren zurückgeblieben, die so vertieft in ihre geistreiche Unterhaltung waren, daß sie kaum ihre Umgebung bemerkten. Der Kellner, der den Dienst hatte, saß schlafend auf einem Stuhle neben dem Ofen.

— Schließen wir Freundschaft! sagte Forst.

Er reichte dem Advokaten die Hand, dieselbe Hand, die vor einigen Stunden noch mit Blut befleckt gewesen. Und Kurtz schlug ein, indem er leise antwortete:

— Zählen Sie auf mich!

— Sie können doch schweigen?

— Ich würde sonst nicht zu Ihnen geredet haben, wenn ich diese Fähigkeit mir nicht zugetraut hätte.

— Hornau fällt mir zu, wenn das Kind des Generals nicht ermittelt wird.

— So habe ich konjekturirt! Sie treten also an die Stelle des Fiskus?

— Wie der General es will oder vielmehr wollte.

— Und der wackere Mann hat Recht, denn der Staat bedarf des Vermögens nicht, um fortzubestehen.

— Machen Sie Ihre Vorschläge, Herr Advokat.

— Wir müssen behutsam verfahren.

— Natürlich! murmelte Georg.

— Sie zahlen mir dreimalhunderttausend Thaler für das Testament, das ich Ihnen ausliefere.

Der Administrator stutzte.

— Das ist viel zu viel!

— Vergessen Sie nicht, daß Ihnen über eine Million zufällt, die Ihnen entgehen würde, wenn ich der Frau Hube das Dokument brächte. Ich weiß, daß sie keine Ahnung von ihrer Abstammung hat . . .

— Das wissen Sie?

— Ich bin in alle Verhältnisse eingeweiht; so weiß ich auch, daß Ihr Vater das Mädchen erzogen hat.

— Wie?

— Hören Sie weiter: Ihr Vater lebte in dem trostlosesten Elende; er kam oft zu mir, wenn seine Noth den höchsten Grad erreicht hatte. Ich unterstützte ihn und er erzählte mir dafür die Geheimnisse seiner Familie. So erfuhr ich, wer eigentlich Wilhelmine war. Auf meinen Rath, den General um wirksame Unterstützung anzugehen, gab er Anfangs ausweichende Antworten! später glaubte ich aus seinen Worten schließen zu dürfen, daß er den Muth nicht habe, dem Vater des Mädchens auf den Leib zu rücken, weil die Mutter, eine Domestikin des Schlosses, bezahlte.

— Dies Alles kenne ich, Herr Doktor.

— Um so besser!

— Wie aber haben Sie Kenntniß von der Testamentsklausel erhalten, die meine Person betrifft?

— Ah, ich habe nur vermuthet! Man erzählte mir von dem Einflusse, den Sie auf den General ausgeübt haben ... Es war zu natürlich, daß der alte Herr für seinen Freund sorgen würde, da er Verwandte nicht weiter hatte. Ich bin, ohne es recht zu wollen, in alle diese Dinge eingeweiht ... Setzen wir Außerwesentlichkeiten bei Seite. Jeder sucht seinen Vortheil ... Sie, ich und der Doktor Belitz ...

— Halt! rief leise der Administrator.

— Nun?

— Sie kennen also den Doktor?

— Ja.

— Und was wissen Sie von ihm?

— Nichts, als daß er für zwei Damen zu wirken sucht, die zu dem Generale in keinerlei Beziehung stehen. Ob ihm dies gelungen ist, müssen Sie besser wissen als ich ... Ich meine die Gräfin von Hohenbusch und die Baronin von Winkel.

Forst unterbrach den Advokaten mit den Worten:

— Gut, kommen wir zum Abschlusse.

— Sie bewilligen dreimalhunderttausend Thaler?

— Ja.

— Abgemacht.

— Jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie

mir das Testament aushändigen, und daß ich die Erbschaft erhalte.

— Natürlich, Sie können ja sonst nicht bezahlen. Ich werde den Revers schon so verfassen, daß Sie zufrieden sein sollen.

Beide tranken noch eine Flasche. Mitternacht war längst vorüber, als die beiden Schurken, die Freunde geworden waren, sich trennten, nachdem sie eine Zusammenkunft für den morgenden Tag festgesetzt hatten. Georg Forst empfand keine Gewissensbisse, er hatte nicht einmal Furcht vor Entdeckung seiner schwarzen That, da er überaus listig zu Werke gegangen zu sein glaubte. Die fröhliche Stimmung, in die ihn der Wein versetzte, ward durch die Aussicht auf Erlangung des Testamentes, das ihm längst ein Dorn im Auge gewesen, erhöht. Wilhelmine selbst hatte den kleinen Doktor ihm zugetrieben und dieser mußte den Administrator zum neuen Anknüpfungspunkte wählen, da er sonst von dem Testamente hätte keinen Nutzen ziehen können.

— Vortrefflich! dachte lächelnd der Mörder, als er, die feine Havanna-Cigarre rauchend, im Bette lag. Den Doktor Belitz, der für eine Chimäre zu Felde zieht, fürchte ich nun nicht mehr. Hätte ich um sieben Uhr gewußt, was ich jetzt weiß, ich würde Wilhel-

minen verschont haben ... Sie ist dem Jammer des Erdenlebens entrückt ... die Gattin eines Zuchthäuslers zu sein, ist ein Jammer, der nie zu beseitigen sein wird. Für die beiden Kinder muß die Stadt sorgen, und auch ich als Onkel kann etwas thun, es wird dies keinem Menschen auffallen. Die Lage der Dinge wird immer durchsichtiger, ein Hinderniß nach dem andern schwindet, ich kann mit meiner aufgefundenen Generalstochter an das Licht treten. O, wüßte dieser pfiffige Advokat, daß der General nicht daran gedacht hat, mir das Erbe in Aussicht zu stellen, er würde mir das werthvolle Dokument nicht verkaufen. Und das nennt er „Konjekturiren". Heraus mit dem Reverse, Scharfsinniger, ich kann ihn unterschreiben, da ich mir das Gut Hornau erhalte ... Elsa, unser aufgefundenes Kind, wird die Besitzerin, und von ihr erhalte ich mein Proxenetikum. Dann verschwinde ich aus Europa und der gefürchtete Jeremias Freitag, dessen Name auf verschiedenen falschen Wechseln prangt, bleibt der große Unbekannte, den selbst der Staatsanwalt nicht von Angesicht zu Angesicht kennen lernen kann.

Er schlief ein, nachdem er die Cigarre ausgeraucht und das Licht gelöscht hatte.

Anders dachte der Advokat, als er sein Zimmer betreten hatte.

— Die Rache, die ich an der spröden Frau nehme, ist eine empfindliche, wenn sie darum wüßte. Mir entgeht zwar, indem ich diese Rache verübe, das Schloß Hornau und eine immer noch schöne Frau; aber ich mache doch ein leidliches Geschäft. Leer will ich nicht ausgehen ... Außerdem habe ich noch den Vortheil, daß ich mich direkt in die Erbschaftsangelegenheit nicht zu mischen brauche. Was kümmert mich das Gebahren des Administrators? Auch ich will Vortheil ziehen von den Albernheiten des Generals, der längst hätte unter Kuratel gestellt werden müssen, um ihn vor den Tollheiten zu wahren, die jetzt ihre verwirrenden Folgen äußern.

Am folgenden Morgen erschien der Administrator in der Kanzlei des Advokaten, der ihn freundlich und vertraulich empfing. Das Testament, das der Rechtsanwalt vorlegte, war von einem Schreiben begleitet, in welchem der General von Hornau bat, der Advokat möge das Testament zur Ausführung bringen, wenn ihm, dem Testator, etwas Menschliches begegnen sollte. Außerdem waren Notizen über Wilhelmine gegeben, welche die Auffindung der Erbin erleichterten und sicher stellten. Die Echtheit der Do-

kumente ließ sich nicht in Zweifel ziehen, da sie von der Hand des Generals geschrieben und mit dem gutsherrlichen Siegel versehen waren. Das ziemlich vergilbte Papier verrieth das Alter.

Um dieselbe Zeit, als die beiden Ehrenmänner verhandelten, ereignete sich unweit der Stadt Folgendes. Zwei Bauern fuhren in einem Kahne über den Fluß, um Lebensmittel nach ihren von der Ueberschwemmung heimgesuchten Gehöften zu bringen. Beide waren arme Teufel, die nicht viel zu beißen und zu brocken, wohl aber zahlreiche Familien hatten. Der Kahn, in dem sie wacker ruderten, war schon über die Hauptströmung hinweg, er glitt schon in das ruhiger fließende Wasser, das die Wiese überzog, als einer der Fährmänner rief:

— Sieh' dorthin, Kunz!

— Wohin?

— Nach dem Erlenbusche.

— Teufel, das ist eine Leiche!

— Eine Frauensperson.

Sie hielten den Kahn an.

— Vorwärts! rief Kunz, der ältere von den Beiden.

— Fahren wir weiter!

— Ralf, Ralf, ich glaube gar, Du fürchtest Dich.

Ralf war ein Mann von kaum vierzig Jahren.

— Das nun eben nicht, Nachbar Kunz, aber ich habe mit Leichen nicht gern was zu thun, vorzüglich, wenn sie im Wasser gelegen sind.

Kunz war anderer Meinung.

— Wir können uns ein schönes Stück Geld verdienen. Kannst es auch brauchen, seit Du durch den Advokaten Hube um Dein Gut gekommen bist.

— Erinnere mich nicht daran! rief Ralf. Ich wollte, wir fänden die Leiche dieses Schuftes . . .

— Der ist es nun eben nicht, es scheint ein Weib zu sein. Verdienen wir uns den Finderlohn, der in zehn Thalern besteht. Kommt auf den Mann fünf Thaler, und die sind bei jetzigen Zeiten nicht so leicht zu verdienen.

— Wohl wahr, ich habe lange nicht fünf Thaler beisammen gehabt, aber es wäre doch besser . . .

— Narr, so verdient ein Anderer das von der Polizei ausgesetzte Geld.

— Die Polizei hat es ausgesetzt?

— Freilich; vor einem Jahre habe ich es schon einmal bekommen, da fand ich nicht weit von hier einen Kaufmann, der sich in den Fluß gestürzt hatte, weil das Gericht ihn fangen wollte . . .

— Weshalb?

— Er sollte falsche Wechsel gemacht haben. Ich fischte ihn heraus, machte Anzeige und erhielt den Finderlohn. Vorwärts, wir werden einen guten Fang machen.

Ralf überwand seine Furcht, da ihn das in Aussicht gestellte Geld reizte, und begann zu rudern. Es dauerte nicht lange, daß man den Busch erreichte, dessen starre Zweige das Forttreiben der Leiche gehemmt hatten. Kunz, der den Steuermann machte, fuhr so nahe als möglich hinan. Die heitere Morgensonne beschien diese traurige Scenc. Weit und breit zeigte sich kein Mensch, da das Wasser zu beiden Seiten des Flusses eine ausgedehnte Fläche bildete. Die Niederung war völlig überschwemmt. Das Gesicht der Leiche ließ sich erkennen, es war der Sonne zugekehrt.

— Eine Dame! murmelte Kunz.

— Wahrhaftig, sie trägt schöne Kleider.

— Auch ist sie noch jung und hübsch.

— Wir wollen sie liegen lassen.

— Das dürfen wir nicht, Ralf; es macht ja nur geringe Arbeit, die gut bezahlt wird.

Kunz ergriff den Mantel, der sich fest in die Zweige des Busches verschlungen hatte, und zog die

Leiche so an den Kahn, daß der Oberkörper auf dem Rande desselben lag. Ralf mußte sich abwenden.

— Die ist sicher todt! rief Kunz. Die bringt kein Doktor in das Leben zurück. Auch ist die Stirn und die Nase verletzt, die arme Frau hat sich gewiß hinabgestürzt ... Fasse an, wir wollen sie ganz hereinziehen.

Es geschah. Die Leiche lag auf dem Boden des Kahnes, der einige Augenblicke schwankte.

— Vorwärts! sagte Kunz.

— Wohin? fragte Ralf.

— Nach dem Polizei-Kommissariate der Vorstadt, ich weiß schon Bescheid.

Man brachte das Fahrzeug in die Strömung und nun trieb es der Fluß rasch der Stadt zu. Die Bauern hatten nur darauf zu achten, daß ihr Schifflein die Richtung nicht verlor.

— Ja, sagte der Alte, wenn das Finderlohn nicht wäre, wollte ich mich wohl hüten, so viel Arbeit zu übernehmen.

— Was macht die Polizei mit der Leiche?

— Ah, die Polizei sucht zu forschen, wer sie ist und dann übergiebt sie dieselbe der Universität in der Stadt.

— Und die Universität?

— Dort studiren die jungen Doktoren daran; ich weiß nicht wie sie es nennen ... Meinetwegen, wenn ich mein Geld bekomme.

Bald lenkte Kunz an das Ufer. Hier machte man aus den beiden Rudern eine Tragbahre, legte die mit dem Mantel zugedeckte Leiche darauf und die beiden Männer setzten sich in Bewegung. Das Polizeigebäude der Vorstadt war nicht weit, man erreichte es nach zehn Minuten. Ein Schwarm Neugieriger hatte sich dem seltsamen Leichenzuge angeschlossen. Kunz machte sofort Anzeige. Der Kommissär ließ einen Arzt holen, der den eingetretenen Tod bestätigte. Die Aussage der beiden Finder ward zu Protokoll genommen.

— Sie kennen mich, Herr Kommissär? fragte Kunz.

— Ja; Sie haben vor einem Jahre schon eine Leiche gebracht, die Sie aus dem Flusse genommen.

— Wir haben ein schweres Stück Arbeit gehabt und müssen nun mit dem Kahne gegen den Strom zurückfahren.

Warten Sie draußen, ich werde dafür sorgen, daß Sie Ihren Finderlohn erhalten.

Kunz und Ralf saßen auf der Bank, die in dem großen Vorzimmer stand. Die Leiche lag in einem Winkel, bewacht von einem Polizeidiener, der langsam auf- und abging. Leute kamen und gingen. Da trat auch eine bejahrte Frau ein, zwei Kinder an der Hand führend.

— Wohin? fragte der Diener.

— Zu dem Herrn Kommissär! antwortete ängstlich die Alte.

Sie ward in das Bureau geführt.

— Einen Augenblick! rief ihr der vielbeschäftigte Beamte entgegen.

Die Frau blieb an der Thür stehen. Die Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, klammerten sich ihr ängstlich an.

— Seit ruhig, ihr lieben Kleinen, flüsterte die Frau; der Herr Kommissär wird bald erfahren, wohin die Mutter gegangen ist. Weint nur nicht, es thut euch Niemand ein Leid an.

Der Beamte war zufällig ein leutseliger Mann, der die Bedeutung seiner Stellung erkannte. Er fragte freundlich nach dem Wunsche der Frau. Diese trat an das Pult und berichtete:

— Ich bin die Wärterin der Frau Hube, die

in der S...straße wohnt. Gestern Abend sieben Uhr übergab sie mir die Kinder zur Beaufsichtigung und ging mit einem Herrn aus, nachdem sie mir gesagt, daß sie um zehn Uhr zurückkommen werde. Sie ist bis jetzt nicht gekommen und es ist doch bald Mittag. Die Kinder weinen um die Mutter und mich bringt die Angst um ... Ich weiß nicht, was ich aus der Sache machen soll. Frau Hube war auch so aufgeregt als sie ging, ich glaube bemerkt zu haben, daß sie zitterte. Und die Kinder küßte sie auch so hastig ... die Nachbarsleute sagten, ich sollte bei Ihnen Anzeige machen, es wäre das Beste.

Der Kommissär hatte aufmerksam zugehört.

— Frau Hube ist die Mutter jener Kinder? fragte er.

— Ja, Herr.

— Ist sie die Frau des ehemaligen Advokaten Hube?

— Dieselbe.

— Und gestern Abend sieben Uhr ist sie ausgegangen?

— Mit dem Schlage sieben; sie hat mich ausdrücklich bestellt, daß ich bei den Kindern bleiben sollte, die schon zu Bett gebracht waren.

Der Beamte inquirirte weiter:

— Wer war der Herr, der Frau Hube abgeholt hat?

— Ich kenne ihn nicht; auch die Kinder wissen Nichts von ihm.

— Würden Sie ihn wiedererkennen, wenn Sie ihn sehen?

— Nein, Herr Kommissär; ich habe ihn nicht gesehen, ich habe ihn nur sprechen gehört, denn ich befand mich in der Kammer bei den Kindern. Als ich hinausleuchtete, um die Thür zu schließen, ging der Herr schon die Treppe hinab; ich konnte nur seine Schritte hören.

— Wie alt ist Frau Hube?

— Vier- oder fünfundzwanzig Jahre, ich kann es nicht genau angeben.

Der Kommissär überlegte einige Augenblicke.

— Kommen Sie, liebe Frau! sagte er dann.

— Er führte die Wärterin mit den Kindern in das Vorzimmer. Der Diener erhielt Befehl, den Mantel von der Leiche zu nehmen.

— Kennen Sie diese Frau? fragte der Beamte.

Die beiden Kinder schrien hell auf.

— Mutter, Mutter, liebe Mutter!

Sie wollten zu der Leiche; aber der Schreck hielt sie zurück. Lorchen ergriff die Hand des kleinen Bruders und weinte bitterlich.

— Oh, oh, murmelte Kunz, der sich von der Bank erhoben hatte, das ist traurig! Die armen kleinen Kinder haben keine Mutter mehr.

Ralf konnte nicht sprechen, er trocknete mit der rauhen Hand die Thränen, die ihm über die braunen Wangen rannen.

Albert, der Knabe, konnte das Unglück, das ihn betroffen, noch nicht erfassen, er weinte mit, weil die Schwester weinte, die die Züge der geliebten Mutter erkannt hatte.

Der Kommissär fragte ruhig und würdevoll die Wärterin:

— Erkennen Sie in dieser Leiche die Frau des Advokaten Hube?

— Ach, Du lieber Gott, antwortete die Wärterin, die am ganzen Körper zitterte, freilich erkenne ich sie, es ist wahrhaftig die arme gute Frau Hube, die ich gestern Abend sieben Uhr noch gesund und munder gesehen habe. Nun weiß ich, was ihre Angst

bedeutete und warum sie die Kinder so küßte. Sie hat eine Ahnung von ihrem Tode gehabt.

Auf einen Wink des Kommissärs ward der Mantel über die Leiche geworfen.

— Nun kommen Sie, liebe Frau, daß ich Ihre Aussage zu Protokoll nehme.

Kunz forderte den Finderlohn, den er erhielt.

Die beiden Bauern konnten sich entfernen. Auf der Straße sagte der Aeltere:

— Hast Du gehört, wer die Frau ist, die wir gefunden haben?

— Ja! antwortete Ralf.

— Die Frau des Advokaten, der Dich betrogen hat.

— Es ist merkwürdig, daß ich gerade sie mitfinden mußte.

— Ach, es geht manchmal wunderlich zu auf der Erde.

— Der Advokat soll im Zuchthause sitzen . . .

— Gewiß, sie haben ihn gefaßt, wie er es verdient.

— Aber das Meinige bekomme ich nicht wieder, ich muß mich als Tagelöhner durchschleppen und zu-

sehen, wie andere Leute mein schönes Gut bewirthschaften. Hättest Du mich nicht in Dein Häuschen genommen, ich müßte mit Weib und Kind unter freiem Himmel liegen.

— Ja, der Advokat ist ein schlechter Kerl, der den Galgen verdient hat. Die arme Frau hat sich vielleicht aus Verzweiflung in das Wasser gestürzt ... Die kleinen hübschen Kinder thun mir leid ...

— Auch ich habe Kinder, seufzte Ralf. Der Advokat hat nicht darnach gefragt, was aus meiner Familie wird, als er mich betrog ... Und ich habe so großes Vertrauen zu ihm gehabt ...

— Sei ruhig, Ralf!

— Du hast gut reden, Du hast kein Vermögen verloren.

— Nein, denn ich besitze keins.

— O, rief Ralf, als das Gericht kam und mich von Haus und Hof trieb, da stand ich auch an dem Flusse und wollte hineinspringen; aber ich dachte an Weib und Kind und suchte mir ein Obdach. Kunz, so etwas thut weh, das reißt Einen Zeit des Lebens herum und macht die ganze Erde zum Jammerthale.

— Glaube es schon, lieber Freund!

— Und so etwas duldet das Gericht!

— Gieb Dich zufrieden, hier sind Deine fünf Thaler.

Kunz zählte ihm fünf blanke Silberstücke in die Hand.

— Das Geld sieht prächtig aus!

— Ralf!

— Was denn, Kunz?

— Da kommt mir ein Gedanke.

— Ein Gedanke?

— Sieh, bis jetzt hast Du um Tagelohn gearbeitet.

— Und habe kaum so viel verdient, daß wir leben konnten. Du weißt es ja, lieber Freund. Wie lange habe ich fünf Thaler nicht beisammen gesehen.

— Auch ich, Ralf!

— Und früher hatte ich doch stets Hunderte in meinem Kasten.

— Sieh', dieses Geld, von dem Du Deiner Familie den ersten guten Tag machen kannst, ist das Finderlohn für die Leiche der Advokatenfrau . . . Das ist mein Gedanke.

— Die arme Frau kann doch nicht für die Schurkerei des Mannes, meinte Ralf.

— Das weiß ich auch; aber es bleibt doch immer wunderbar, daß Du mit dabei sein mußtest. Wenn Hube das erfährt, und er wird es erfahren, dann packt es ihn wie es Dich gepackt hat, als Du aus dem Gute gejagt wurdest. Ich lasse es mir nicht nehmen ... es giebt da oben doch etwas, das die Bösewichter bestraft ...

Beide gingen schweigend weiter.

— In der nächsten Straße betraten sie verschiedene Läden, um Einkäufe zu machen.

Als sie die Sachen in den Kahn packten, sagte Kunz:

— Dies Alles würden wir nicht gekauft haben, wenn wir die Leiche nicht gefunden hätten.

— Das ist richtig, meinte Ralf.

— Und wir würden die Leiche nicht gefunden haben, wenn die Advokatenfrau sich gestern Abend nicht in das Wasser gestürzt hätte.

Beide ruderten tüchtig dem Strome entgegen. Als die hohen Ufer des Flusses verschwanden, lenkte Kunz den Kahn auf die überschwemmten Wiesen, und eine halbe Stunde später landete er bei einem kleinen Gehöfte, das rings von Wasser umgeben war. Das

Wohnhäuschen, das in der Mitte der winzigen Stallungen stand, war mit Stroh gedeckt. Zehn Minuten weiter begann das Dorf, zu dem das Gehöfte gehörte. In diesem Dorfe war Ralf einst einer der reichsten Grundbesitzer gewesen; jetzt wohnte er bei Kunz, der bei ihm als Arbeiter in Lohn und Brot gestanden hatte. Der Kahn fuhr in den Hof. In der Thür des Wohnhauses standen Frauen und Kinder, die die Ankunft der Väter fröhlich begrüßten.

Ralf drückte sein Weib an die Brust und dachte:

— Ich möchte doch der Advokat Hube nicht sein!

Ende des vierten Bandes.

Kap. 1. Das Häuschen des Gärtners, Seite 3.
" 2. Erste Liebe " 71.
" 3. Der Geburtsschein " 152.

---

Kap. 1. Die Erbinnen Seite 3.
" 2. Entscheidung " 81.
" 3. Wilhelmine " 152.